

NDL

NEUE DEUTSCHE LITERATUR

MONATSSCHRIFT FÜR SCHÖNE LITERATUR
UND KRITIK

MITBEGRÜNDET VON F. C. WEISKOPF

IM AUFTRAG DES DEUTSCHEN SCHRIFTSTELLERVERBANDES
GELEITET VON WILLI BREDEL

REDAKTION

GÜNTHER CWOJDRAK, GÜNTHER DEICKE, HENRYK KEISCH

SEKRETARIAT ACHIM ROSCHER

INHALT

| | |
|--|-----|
| Seit jenen unvergeßlichen Tagen (Der Große Oktober in Literatur und Publizistik) / Beiträge von: <i>Erich Weinert, Alfred Margul-Sperber, Oskar Kanehl, Alexander Abusch, B. Ziegler (Alfred Kurella), Alfons Goldschmidt, Arthur Holitscher, Frida Rubiner, Hermynia zur Mühlen, Heinrich Vogeler, Armin T. Wegener, Karl Grünberg, Wieland Herzfelde, Bertolt Brecht, Heinz Klemm, Hasso Grabner, E. R. Greulich, Günther Cwojdrak, Louis Fürnberg</i> | 3 |
| Kleine Schachgeschichte / <i>Hermann Kant</i> | 87 |
| Glückwunsch für Arnold Zweig / <i>Die Redaktion</i> | 96 |
| Arnold Zweig zum 70. Geburtstag. Gedichte / <i>Johannes R. Becher</i> | 97 |
| Unterwerfung / <i>Arnold Zweig</i> | 100 |
| Standbild und Einsturz des Stefan George / <i>Arnold Zweig</i> | 107 |
| Selbstbildnis / <i>Georg Maurer</i> | 117 |
| Die Sowjetunion in deutschen Büchern seit 1945 | 131 |

NEUE BÜCHER

Annemarie Auer: Weg in die neue Heimat, S. 134; *Henryk Keisch*, Verzeichnete Proportionen, S. 138; *Günther Deicke*: Hölle Transnistrien, S. 140; *Irmtraut Schreck*: Vermächtnis und Aufruf, S. 141.

UMSCHAU

Franz Leschnitzer: Literaturbrief aus Moskau, S. 142; *Eberhard Hilscher*: Arnold Zweig in Palästina, S. 145; *Heinz Rusch*: Aufschrei einer Generation, S. 148.

SEIT JENEN UNVERGESSLICHEN TAGEN

Der Große Oktober in Literatur und Publizistik

Das Weltereignis des Großen Oktober jährt sich zum vierzigstenmal. Nicht nur zwischen Brest-Litowsk und Wladiwostock – nein, rund um den ganzen Erdball gelten in diesen Tagen die Gedanken von vielen Hunderten Millionen Menschen der siegreichen Revolution der russischen Arbeiter und Bauern. Es sind Gedanken des Triumphs und der Hoffnung. Im Lande des Sozialismus beflügeln sie die Kräfte beim Aufbau der kommunistischen Gesellschaft. In den volksdemokratischen Ländern bestärken und vertiefen sie die Entschlossenheit, auf dem Wege zum Sozialismus weiterzuschreiten. Und in der gesamten übrigen Welt ermutigen sie die Völker zum Kampf gegen Ausbeutung, Unterdrückung und imperialistischen Krieg. Lenins Worte haben sich erfüllt: „Unsere sozialistische Räterepublik wird unerschütterlich dastehen als Fackel des internationalen Sozialismus und Vorbild für alle Werktätigen.“

Das ist nicht erst seit heute oder gestern so. Es ist so seit dem Grollen der „Aurora“-Geschütze, seit den ersten Regierungsakten der Bolschewiki, dem Funkruf „An alle!“, dem Dekret über den Frieden, dem Dekret über den Grund und Boden. Seit jenen Tagen und während all der schweren, kämpfereichen Jahre, die auf die Eroberung der Macht folgten, stieß die Revolution nicht nur auf den Haß, die Verschwörungen, die Aggressionen der Imperialisten, sondern sie war gleichzeitig und vor allem umgeben von der Liebe, der Bewunderung, der Solidarität unzähliger Arbeiter in aller Welt – nicht zuletzt im Deutschland der Weimarer Jahre. Viele zeitgenössische Publikationen enthalten den Niederschlag dieser Freundschaftsgefühle: Gedichte und Erzählungen, Berichte und Essays, literarische oder journalistische Zeugnisse der Verbundenheit mit dem jungen Sowjetland.

Einiges davon haben wir aus der Vergessenheit der Archive und Bibliotheken hervorgeholt, um es an diesem Gedenktag vor unseren Lesern auszubreiten. Unsere Absicht war, die Wurzeln sichtbar zu machen, mit denen die deutsch-sowjetische Freundschaft unserer Epoche in die Vergangenheit zurückreicht. Wir wollen so eine oft bemerkte Lücke im Geschichtsbewußtsein vor allem der neuen Generation ausfüllen helfen. Wir wollen zeigen, daß unser Bekenntnis zur Großen Oktoberrevolution die besten literarischen Traditionen der vergangenen Jahrzehnte fortsetzt.

Unter diesem Gesichtspunkt haben wir vorwiegend solche Zeugnisse ausgewählt, die bisher nicht wieder veröffentlicht worden sind. Wir glauben, damit eine willkommene Ergänzung schon bekannter oder in jüngster Zeit entstandener Literatur vorzulegen, die dem „Kapitel II der Weltgeschichte“ gewidmet ist.

DER SIEG DES OKTOBER

Erinnerung und Gegenwart

Wenn ich mir heute zurückrufe, welchen Eindruck die Oktoberrevolution auf uns deutsche Soldaten machte, so berührt diese Erinnerung mich seltsam. Ich lag im Lazarett einer kleinen Garnisonstadt. Das Stadtblättchen, unsere einzige aktuelle Lektüre dieser Zeit, brachte eine schreckenenerregende Nachricht vom „Ausbruch blutiger Anarchie“ in Rußland. Eine Gruppe tollgewordener Terroristen, die sich Bolschewiken nennen, hätten die freiheitliche Regierung verjagt und ein Regiment des Mordes und der Plünderung aufgerichtet. Das beunruhigte mich tief. In meiner Unwissenheit über das, was in der russischen Arbeiterbewegung vorgegangen war, hatte ich die Enthronung des Zaren im Februar 1917 für die wirkliche Revolution gehalten, da sie das Volk von der Selbstherrschaft befreit hatte. War doch für uns fortschrittlich Gesonnene in Deutschland, die in Monarchie, Kriegsggeist, Chauvinismus, Kapitalismus und Kirche die Erbfeinde der Menschheit sahen, der Sturz des Zaren gleichbedeutend mit der endgültigen Befreiung des russischen Mushiks aus seiner Sklavenohnmacht. Ich erinnere daran, daß viele antimilitaristische Sozialisten für den Krieg waren, weil er auch „gegen den Zaren“ ging. Die Wahrheit über die Vorgänge in Rußland konnten wir damals nicht erfahren, da wir nur auf die lügenhafte Zeitungsberichterstattung der Kriegspresse angewiesen waren. Obwohl wir von den „Greueln in Rußland“ wohlweislich neun Zehntel abzogen, blieb doch noch immer der beunruhigende Bodensatz: die Freiheit Rußlands ist wieder zum Teufel!

Ich kann mich noch eines Briefes meines Vaters aus dem März 1917 erinnern, in dem es ungefähr hieß: Was ich seit meiner Jugend mir ersehnt habe, die Befreiung Rußlands vom Zarismus ist endlich da. Nun wird es bald Kronen regnen!

Für uns Unwissende konnte damals eine zweite Revolution nur den Charakter einer (von welchen Kräften auch genährten) Konterrevolution haben.

Erst in den ersten Jahren nach dem Kriege, als dank der Existenz einer kommunistischen Presse und durch die Ereignisse im eignen Lande geschärfteren Blicks wir die Wahrheit über Sowjetrußland zu begreifen begannen, ahnte ich schon hinter dem Lügennebel ein greifbareres Bild. Ich bemühte mich um so leidenschaftlicher, den Nebel ganz zu durchdringen, als die Berichterstattung der sozialdemokratischen Presse die verdächtige Tendenz

erkennen ließ, sich um jeden Preis an die Spitze der antibolschewistischen Propaganda zu stellen und den Bolschewismus als Zarismus mit umgekehrten Vorzeichen hinzustellen. Mit meinem Vater, der sich noch lange nicht dazu geneigt machen ließ, in die Lauterkeit der sozialdemokratischen Berichterstattung Zweifel zu setzen, kam es zu Zusammenstößen. Er rief, es sei mit unserer alten freiheitlichen Tradition nicht vereinbar, die „rote Knute“ anzubeten.

Erst nach Abschluß des Rapallo-Vertrages äußerte er sich einmal: „Mir scheint, wir haben die Bolschewiken doch etwas verkannt.“

Was bei mir bisher nur Ahnung gewesen war, da ich als isoliert Lebender noch nicht zu den Quellen des Studiums dieser neuen Welt hatte finden können, wurde greifbare Gewißheit, als ich mich von der abseitigen Kritik an der Gesellschaft abgewendet und ganz in den Dienst der revolutionären Arbeiterschaft gestellt hatte. Jetzt eröffneten sich zum erstenmal für mich die hellen Perspektiven, die der Sieg des Oktober aufgerissen hatte. In dieser Helligkeit sah ich, daß der Weg, auf dem ich ging, der richtige war; es war der Weg der Kommunistischen Partei, an dessen Ziel das Leuchtfeuer der großen Oktoberrevolution strahlt.

Die zahlreichen Gedichte und Lieder, die ich seit dieser Zeit geschrieben und gesprochen habe, hatten ihre Kraft aus der Flamme des großen Oktober erhalten. So waren sie zu einer Waffe geworden für die Verteidigung der Sowjetunion, des Bollwerks des Sozialismus. Als der reaktionäre Dunst immer dicker wurde, daß wir kaum noch atmen konnten, als wir die Nebel der faschistischen Nacht heranziehen sahen, war das Licht aus dem Osten stärker als die Finsternis; und wir sagten: und wenn sie auch Europa zu ersticken versuchen, dieses Licht werden sie nie zum Verlöschen bringen!

Viele meiner Gedichte zur Verteidigung der Sowjetunion wurden verboten, beschlagnahmt, unter Anklage gestellt. Selbst meine Referate über meine Reise durch die Sowjetunion 1931 wurden von den republikanischen Behörden verboten, da sie, wie die Herren sagten, nur der Verhetzung des Volks dienen würden. Sie wußten, warum sie die Wahrheit mit Knüppeln verfolgten; und wir wußten es auch, aber das stärkte uns nur in unserer Kampfbereitschaft.

Von meinem Vater, dem ich alles erreichbare Material über die Sowjetunion geschickt hatte, bekam ich eines Tages (mein Vater war bereits 74 Jahre alt) einen Brief, in dem er schrieb: „Ich bin jetzt restlos überzeugt, daß der zweite Teil der Weltgeschichte mit dem Sieg Lenins beginnt. Heute bin ich Kommunist. Dein Genosse und Vater.“

(1936)

Alfred Margul-Sperber

GRABSCHRIFT
EINES GEFALLENEN DER OKTOBERREVOLUTION

*Ich war ein Bergmann und ich kam vom Don.
Ich kämpfte für mein Brot und für das deine.
Ich wußte eines nur: Revolution,
Das war, damit die Sonne endlich scheine.*

*Das war: damit die Menschen alle frei
Und nicht von Menschen ausgebeutet werden.
Damit die Frucht der Erde allen sei
Und endlich einmal Friede sei auf Erden!*

*Der du dies liest auf deinem Wege hier,
Genosse, sei wie ich ein harter Streiter!
Die Kugel, die mich fällte, galt auch dir:
Nimm meine Waffe auf und kämpfe weiter!*

*Aus meinem Leib, der hier in Staub zerfällt,
Erblühen Städte und Fabriken dröhnen;
Und überall wird in der weiten Welt
Der Stern, dem ich gefolgt, die Welt verschönen.*

*Wenn einst der große Sieg erfochten ist
Und ganz befreit die Menschheit ist, Genossen,
Dann färbt die Fahne, die ihr jubelnd hißt,
Ein Tropfen auch vom Blut, das ich vergossen.*

Oskar Kanehl

FAHNENEID DER ROTEN SOLDATEN

*Uns ruft kein König und kein Vaterland.
Kein General heißt uns zu morden und zu rauben.
Im Klassenkampf sind wir die Rote Garde.
Und unsre Waffen sammeln sich um einen Glauben.*

*Uns heiligt Klassenhaß und Klassenliebe.
Durch freien Willen bindet uns ein Schwur.
Wir glauben an den Sieg der roten Fahne.
Wir kämpfen für die Proletariendiktatur.*

*Wir fechten fromm. Wir schießen gut.
Und ob ihr Kerkergeritter oder Ketten schweißt.
Für uns nicht mehr. Wir rütteln dran.
Der Sturm der Brüder naht, der sie zerreißt.*

(1922)

Alexander Abusch

AUFRUHR!

*In diesen aufgeregten Tagen bin ich Flamme nur!
Blutrote Flammen schlagen heiß aus Proletenbergen!
Empörung schreit aus Elendstraßen und jeder Kreatur!*

*Barrikaden wachsen aus Unterdrückung und Schmerzen.
Barrikaden wachsen grollend aus dem Hunger und Leid.
Genossen! Es donnert und schreit die rote Zeit!*

*Heut wuchtet der Taktschritt der erwachenden Masse.
Unserer Herzen Alarm brennt durch die gewaltigen Stunden:
Genossen in Kampf und Leid, Genossen im Hasse!*

*Wir – bis heute ausgebeutet, bedrückt und geschunden.
Wir zertrümmern diese Welt mit unserer wuchtigen Kraft!
Wir sind der Sturm, der brüllend und gebärend das Neue schafft!*

*Wir hämmern das Jahrtausend der neuen Gerechtigkeit!
Rot lodern die Fahnen. Heiß brandet der Kampf der Stunden.
Barrikaden wuchsen grollend aus dem Hunger und Leid.
Genossen! Es donnert und es schreit die rote Zeit!*

(1919)

DER 1. MAI 1919 IM ROTEN MOSKAU

Der Morgen war mit strahlender Sonne heraufgekommen. Als ich mich zu dem Sammelort des Büros der 3. Internationale begab, sah ich unterwegs noch hier und da die letzte Hand an die Ausschmückung der Straßen legen. Überall begegneten mir einzelne Menschen oder Gruppen, die sich zu den Treffpunkten ihres Bezirkes begaben. An unserem Sammelplatz bot sich mir ein buntes Bild. Noch nie hatte ich die große Zahl der ausländischen Genossen, die, in verschiedenen Sektionen vereinigt in Moskau sind, so zusammengesehen. Es war ein fröhliches Durcheinander der verschiedensten Gestalten; Uniformen aller Herren Länder, Genossen, Überzeugte, aus den zum Kampf gegen Rußland entsandten Armeen. Zivilisten aller Rassen, gruppiert um die Fahnen und Abzeichen ihrer Föderationen. Als wir uns eben zur bestimmten Zeit nach dem Roten Platz in Bewegung gesetzt hatten, stieß noch der große Trupp der deutschen und österreichischen Gefangenen, an der Spitze das große rote Banner mit dem leuchtenden: „Es lebe die Weltrevolution“ zu uns. In langem Zuge bewegten wir uns dem gemeinsamen Ziel zu. Bald trafen wir die ersten anderen Züge, die aus ihren Bezirken oft schon längere Zeit auf dem Marsche waren. Fabrikkollektive, Gewerkschaftsverbände, Parteisektionen, Gruppen des Jugendverbandes, Gruppen der Angestellten eines Kommissariates und dergleichen mehr. Alles im Arbeitsanzug, nur mit irgendeinem roten Abzeichen geschmückt und durch die Aufschriften der mitgeführten Fahnen und Schilder erkenntlich.

Wir trafen mit unter den ersten auf dem Platze ein und nahmen gegenüber dem zentralen Podium, zu Füßen des Grabes Swerdlows, vor der Mitte der die ganze eine Seite des riesigen Platzes flankierenden Kremlwand Aufstellung.

Was für ein Anblick!

Dieser Platz, der seinen Namen von dem vielen Blut trägt, das auf Befehl des Zaren auf ihm geflossen ist, auf dem früher glänzende Paraden goldstrotzender Gardetruppen unter flatternden hellen Fahnen sich vor einem durch größte Truppenaufgebote in Schach gehaltenen Publikum entfaltet hatten, dieser riesige Raum – eingesäumt von gewaltigen Bauwerken – die ein despotischer Wille durch den Schweiß der Unterdrückten aufgerichtet hatte, überwölbt von einem strahlend blauen Himmel – eingetaucht in ein Meer von Rot. Rote Fahnen, Wimpel, Flaggenbänder aus jedem Turm und Fenster, Girlanden und Draperien von den Erkern zu den Galerien,

* Alfred Kurella

um die Kandelaber, die schnell aufgeschlagenen Rednertribünen, riesige dekorative Gemälde an den Fronten der großen Kaufhäuser mit allegorischen oder beschreibenden Darstellungen: das befreite Rußland, Arbeiter und Bauer im brüderlichen Verein und dort, zu beiden Seiten des Mauerturmes, die Kolossalgemälde der Gründer und Führer der Ersten und Dritten Internationale, Marx und Lenin.

Von den Stufen einer der Tribünen in der Nähe ließ ich den Blick über den weiten Platz schweifen. Von allen Seiten strömten jetzt aus den auf den Platz mündenden Straßen immer neue Züge hervor. Unter Vorantritt der Musik mit flatternden Fahnen kamen sie alle in Reih und Glied: Arbeiter und Arbeiterinnen in dunklen Kitteln, die Stadtwehr mit kleinen roten Fähnchen an den aufgepflanzten Bajonetten, buntgekleidete Bauern aus dem Umkreis, Burschen und Mädchen Arm in Arm eingehängt, Revolutionslieder singend, uniformierte Rotgardisten von der Stadtbesetzung, in langen Zügen die Angestellten und Sowjetbeamten, die Studenten der verschiedenen Rotschulen, ebenfalls Arbeiter, Zöglinge der Offizierskurse, die Behörden, Zentralkörper Zöglinge der Offizierskurse, die Behörden Zentralkörperschaften – alles, alles Proletarier, in unzähligen Reihen. Langsam füllte sich der Platz. Ordner sprengten hin und her, Orte anweisend, vorflutende Haufen zurückdrängend. Kopf an Kopf steht die Menge. Jetzt endlich sind durch langes Rufen, Schwenken von Fahnen, Gestikulieren die vielen Musikkapellen etwas zur Ruhe gebracht. Ein vieltausendstimmiges Gemurmel füllt die Luft – bis es an einer Ecke des Platzes anschwillt und zum donnernden Rufen wird, das sich unter Fahnenschwenken, den Klängen der Internationale, bei denen alle Soldaten salutieren, Klatschen und Jubeln über den ganzen Platz fortpflanzt: die Wagen der Volkskommissare sind angekommen! Da ist er ausgestiegen und steht jetzt wie einer unter Tausenden mit den Genossen am Grabe Swerdlows, er, an dem die Tausende und aber Tausende hier mit ganzer Seele hängen, Iljitsch, wie Lenin mit ehrfürchtiger und zugleich vertraulicher Bezeichnung allgemein genannt wird.

Es ist ein erhebender, ergreifender Moment, als diese unabsehbare Menge sich zu diesem Jubel vereinigt. Und er wird nur noch überboten durch die Totenstille, die gleich darauf folgt – Iljitsch spricht. Nur ein ganz kleiner Teil kann gewiß die Worte verstehen, die stärkste Stimme würde auf diesem Riesenplatz verhallen. Aber alle wissen, daß er spricht und halten den Atem an. Wir stehen gottlob ganz vorn und hören jedes Wort. Er spricht von den sehr schweren Monaten, die gerade jetzt vor dem russischen Proletariat liegen. Kolttschak steht an der Wolga, Denikin droht aufs neue, die Blockade ist undurchdringlich, der Lebensmitteltransport geht langsam – es ist kein erfreuliches Bild, aber er spricht voll Zuversicht: auch draußen geht es ja vorwärts. Ungarn steht, München ist in den Händen der Arbei-

ter. – Langsam löst sich die Totenstille, jetzt ertönt wieder die Internationale, in die der ganze Platz einstimmt. Und nun zieht der Festzug vorbei. Allerlei Gruppen und Bilder aus dem Arbeits- und politischen Leben, wieder allegorische Darstellung, Arbeiter aller Nationalitäten, die eine Weltkugel umgestalten. Allmählich kommt Bewegung in die Masse. Auf allen Tribünen stehen jetzt die Redner.

Ein paar besondere Ereignisse: Hier spricht ein Franzose, den man soeben in seiner Heimat zum Tode verurteilt hat: dort macht man Platz für eine lange Reihe von elektrischen Bahnen, die bis auf den letzten Platz gefüllt sind mit buntgeputzten Kindern. Kindergärten und Schulen sind es, die an diesem Tage ein Extrafest haben. Die Kinder, die Glücklichen! – hier ist trotz allen Elends ihr Paradies. Für sie tut man alles, sie haben mehr als satt zu essen, sie würden es noch haben, wenn alles andere vor Hunger ächzte, sie haben Kleider, Wohnungen, Wärme, alles, alles. Und das ist, was viele Tausende unbewußter Arbeit immer auch dann noch an die Sowjetregierung glauben läßt, wenn ihnen wegen anderer Mängel die Galle überläuft. Dort wieder spricht jetzt mein Begleiter, der mit mir München verlassen hat, und überbringt Grüße der kämpfenden Münchener Arbeiterschaft.

(1920)

Lenin, vereint mit seinen Helfern, unternahm das grandioseste soziale Experiment, das seit zweitausend Jahren gemacht worden ist.

Nachdem es zweitausend Jahre lang immer mißglückt war, hat er es auf neue Art und gründlich versucht. Als Mann der Tat ist Lenin eine weltgeschichtliche Erscheinung.

Gegner beschuldigen ihn der Härte. Das ist irrig. Er war der radikal-konsequente Verwirklicher einer ungeheuren Idee.

Dieser Tote wird immer wieder auferstehen – in hundert Formen – bis im Chaos der Erde Gerechtigkeit herrscht.

Alfred Kerr

RUSSLANDS TAG

Eine Art Vorspiel

Am dritten Jahrestag der Oktoberrevolution trat, ich glaube, zum erstenmal eine Agit-Prop-Gruppe in Kliems Festsälen, dem Altberliner Arbeiterlokal, auf. Der Einakter, der gespielt wurde, „Rußlands Tag“, war eine Kollektivarbeit. Die Autoren legten Wert darauf, nicht genannt zu werden, denn sie hielten geistigen Eigentumsanspruch wie alle individuellen Eigentumsansprüche für konterrevolutionär. Übrigens wußten sie auch, daß das Stück keine künstlerischen Ansprüche erheben konnte. Sie wollten nur eins: die Revolution feiern und zugleich zur Solidarität aufrufen, besonders zur Solidarität mit den Opfern der im Sommer 1919 niedergeschlagenen Ungarischen Räterepublik. Einer der Verfasser war ein Flüchtling aus Budapest.

Der große Saal war überfüllt von Arbeitern und Arbeiterinnen. Um acht Uhr sollte die Vorstellung beginnen. Aber sie begann nicht. Hinter dem schweren Samtvorhang saßen wir, Autoren und Schauspieler zugleich, und blickten hilflos auf die Bühnenwände. John Heartfield hatte es übernommen, ein großes Transparent, das die Rückenwand decken sollte, zu malen; aber weder er noch die Dekoration war da. Im Saal wurde es allmählich unruhig: „Na, man los! Fangt doch endlich an!“

Beunruhigt spähten wir durch einen Spalt im Vorhang, ob nicht Jonny im Hintergrund auftauchte. (Bühneneingang gab es keinen.) Als es halb neun war, schickten wir unseren Spielleiter, Erwin Piscator, nach vorn. Er erklärte den Wartenden, warum es nicht um acht Uhr, wie angekündigt, begonnen hatte und trug, gewissermaßen als Vorgabe, damit man noch etwas Geduld aufbrachte, einige revolutionäre Gedichte vor.

Um drei Viertel neun beschlossen wir, ohne Dekorationen zu spielen, obwohl die Dauerdekoration der Hinterwand, Alpensee mit Genssen, nicht recht zu unserem Stück paßte. Piscator war gerade dabei, um Nachsicht zu bitten, daß das Stück ohne Dekorationen aufgeführt werde, als am Saaleingang Unruhe entstand und zwei Beinchen sichtbar wurden, über denen ein riesiges Leinwandtransparent durch den Mittelgang zur Bühne schwebte. Arbeiter reichten es auf die Bühne hinauf. John wurde wütend, als er merkte, daß wir wegen der Verspätung ungehalten waren, und von unserer Absicht erfuhr, ohne Dekoration zu spielen. Er machte seinem Ärger in einer Ansprache Luft. Hinter ihm war nun schon die Wand aufgestellt: Eine riesige Karte Europas, über der rechten Hälfte an Stelle der Sonne ein rot-leuchtender Stern. Noch im Mantel, mit windzerzaustem Flammenhaar, stand der junge Mann da und erklärte, vor Erregung und Eifer fast stotternd, daß ihn keine Schuld traf. Das versprochene Lastauto war nicht gekommen,

in Taxis und Elektrische ging das Ding nicht rein, und so hatte er es, gegen den Novemberwind ankämpfend, von Halensee bis zur Hasenheide gesteuert. Er fand kein Ende. Aber fröhlicher Beifall der ausgemergelten Menschen, denen die zähe Kraft des zarten Mannes vor ihnen vielleicht mehr imponierte als seine Kunst, bekundete, daß der Abend gerettet war.

Wieland Herzfelde

Aktuelles Spiel in einem Akt*

Die Bühne ist von allen Seiten mit Vorhängen verhängt. Im Hintergrund eine große Landkarte von Europa. Schlagbäume rechts und links, in allen europäischen Landesfarben bemalt, begrenzen die Bühne. Über ihnen zwei große Tafeln mit den Aufschriften „Ost“, „West“. Die Bühne ist vollkommen finster. Von sehr ferne, jedoch entschieden hörbar, Klänge der Internationale.

ERSTE GESTALT: Hilfe! *(Die Gestalt wird beleuchtet. An den Schlagbaum lehnt sich ein bleicher, zu Tode geetzter Mann, dessen Gesicht Entsetzen ausdrückt.)*

ZWEITE GESTALT: Hilfe!

DRITTE GESTALT: Hilfe!

ERSTE GESTALT: Der weiße Schrecken!

ZWEITE GESTALT: Der weiße Schrecken!

PROFESSOR DER SOZIOLOGIE *(ein alter Mann mit einer großen Brille, sieht aus wie Kautsky und führt drei große Bücher mit sich).*

ERSTE GESTALT: Hilfe!

ZWEITE GESTALT: Hilfe!

DRITTE GESTALT: Hilfe!

PROFESSOR DER SOZIOLOGIE: Ich kann empfehlen Klassenausgleich, Demokratie, automatischen Abbau des Kapitalismus!

ERSTE GESTALT: Hinter uns schreitet wüstes Entsetzen!

ZWEITE GESTALT: Der weiße Schrecken!

DRITTE GESTALT: Das Weltkapital!

PROFESSOR DER SOZIOLOGIE: Wir leben in einer Zeit der zerrütteten Produktion. Da ist Sozialisierung ein Unding! Der Pazifismus garantiert den ...

* Wir bringen diesen Akt trotz seiner offensichtlichen Mängel: fehlende Handlung, nahezu plumpe Vereinfachung der Probleme, Blutleere des Dialogs. Es handelt sich ja nicht um Kunst und Virtuosität. Der Wille zu neuem Leben, die aufkeimende kommunistische Weltanschauung wollen sich die Bühne erobern. Das ist ausschlaggebend. – Der Text ist unwesentlich gekürzt, die bühnentechnischen Angaben bedürfen der Ergänzung. (Anmerkung der Verfasser.)

ERSTE BIS DRITTE GESTALT: Mord!

(Die Bühne wird finster, die Internationale wird wieder hörbar. Die Bühne wird wieder beleuchtet, und das Licht fällt auf die Gestalten des Weltkapitals, des Diplomaten, des Offiziers, der Pfaffen.)

WELTKAPITAL *(in Gestalt eines Riesengeldsacks mit grauem Zylinder eines Börsenmenschen)*: Ich bin das Weltkapital. Ruhe!! *(Zum Diplomaten)*: Haben Sie angeordnet, daß die Gewalt rücksichtslos angewandt wird, gegen jeden Räuber am heiligen Eigentum? Sprechen Sie!

DER DIPLOMAT: Die allmächtige Gewalt Eurer Majestät umfaßt den ganzen Erdball, der den Menschen gegeben ist. Allerdings jedoch die Allmacht Eurer Majestät ist jetzt durch den Freiheitskampf der arbeitenden Massen im allerhöchsten Grade gefährdet.

WELTKAPITAL: Zertreten Sie die Massen.

OFFIZIER: Jawoll, stramme Truppe, Kanonen, Bomben, Maschinengewehre, Gas, Gift!

PFASSE: Im Namen Gottes gebenedeit sei sein Name.

DIPLOMAT: Allerdings: Freiheit der Massen dürfte unser und euer Niedergang sein.

WELTKAPITAL: Niedergang? Wer nicht für mich ist, ist wider mich. Meine Gegner zerschmettre ich.

OFFIZIER: Blut, Blut!

PFASSE: Im Namen Gottes!

DIPLOMAT: Natürlich kämpfen wir mit allen Mitteln gegen unsern Untergang. Wir verabscheuen keineswegs irgendeine uns zweckdienlich erscheinende Methode; davon kann uns auch keinerlei Beschwerde abbringen und sei es über die fürchterlichste Greuelthat. Wir zetteln in allen revolutionären Ländern die Gegenrevolution an, um die um ihre Befreiung kämpfenden Massen niederzuschlagen. Ich erinnere an Ungarn, an das Ruhrgebiet. Eine auf Erfahrung wohl gegründete Methode ist der weiße Schrecken.

WELTKAPITAL: Der weiße Schrecken, vorzüglich. Braucht ihn bis zum Weißbluten, das ist das sicherste Mittel. Wie steht die Partie in Ungarn?

DIPLOMAT: Vortrefflich, Majestät. Die Aktien steigen in demselben Maße, wie Ruhe und Ordnung wiederkehren. Die amerikanischen, englischen, vor allen Dingen die französischen Banken liehen Kapital. Zur Sicherstellung werden die breitesten Massen herangezogen. Das Steuersystem ist glänzend. Fatal, daß ein großer Teil der für Steuern in Betracht kommenden Schichten von der, hähä, Sie nennen es Gegenrevolution, in Nummer Sicher gebracht worden sind, soweit man sie nicht gleich endgültig beseitigt hat. In einem ruhigen, geordneten Staatswesen allerdings unvermeidlich.

WELTKAPITL: Unvermeidlich.

OFFIZIER: Jawoll.

PFAFFE: Im Namen . . .

DIPLOMAT: Hinwiederum nicht zu verkennen, Majestät, diese Leute sind unsere Steuerzahler. Denn den Reichen, Majestät, sind wir, wie soll ich sagen, natürlich ja zu Dank verpflichtet. Als den Rettern der europäischen Kultur, als den Stützen der Gesellschaft, als den Niederringern der Revolution, dieses Schwindels einiger Idealisten. Ja, Majestät, sie sind die Regulatoren Eures Atems, der Motor Eures Blutes . . .

WELTKAPITAL: Nieder mit den Feinden meiner Getreuen.

OFFIZIER: Bis zum letzten Mann.

PFAFFE: Im Namen des Vaters . . .

DIPLOMAT: Majestät haben eine exakt arbeitende Rechenmaschine als Gehirn. Ich bitte aber doch ergebenst, zu bedenken, das heißt, ich lege nahe: Massen, die hungern, sind im Rechte, wenn sie Lebensmittel verlangen.

PFAFFE: Gott wird ihnen helfen. Gott ist gerecht und in ihm sind alle frei. Er läßt die Sonne scheinen über allen, die er lieb hat und die ihm nichts Böses zufügen, er läßt sie scheinen über reich und arm. Besonders aber schützt er Eure Majestät und verflucht den frechen Pöbel, der sich erdreistet, Eure Allerheiligkeit nicht nur anzutasten in Euren geheiligten Rechten, sondern zu beschmutzen, in widerwärtigster Weise Euren Namen in den Staub zu ziehen, in dessen Glanze wir uns alle so wohl fühlen. (*Streicht sich über den Bauch.*) Eure Majestät, laßt auch fernerhin leuchten über uns die Gnade Eures segensreichen Waltens, bis in alle Ewigkeit. (*Verneigt sich tief vor dem Weltkapital.*)

DIPLOMAT (*verneigt sich ebenfalls*).

OFFIZIER: Gott verleihe Eurem Arme eine große Stärke und ein stählernes Schwert.

WELTKAPITAL: Das walte Gott.

PFAFFE: Er lasse leuchten sein . . .

DIPLOMAT: Ich bitte darauf hinweisen zu dürfen, daß es mit dem Loschlagen allein nicht getan ist.

OFFIZIER: Zum Donnerwetter, hat Seine Majestät nicht alles vortrefflich (*Verbeugung*) bedacht, ich weise darauf hin . . .

WELTKAPITAL: Staat, Kirche, Schule.

OFFIZIER: Jawoll.

WELTKAPITAL: Der Staat . . .

OFFIZIER: Muß bändigen, knechten.

WELTKAPITAL: Die Kirche . . .

PFAFFE: Blindmachen.

WELTKAPITAL: Die Schule . . .

DIPLOMAT (*lächelnd*): Verdummen. Zwar, Majestät, man muß sich zu Reformen verstehen, proforma, versteht sich... Reformen sind Honigtropfen, und während der große Bär die kleinen Tropfen beleckt, nimmt man ihm das Faß weg.

WELTKAPITAL: Nieder! Ich kenne keine Parteien, nur Profit!

DIPLOMAT: Inzwischen könnte natürlich etwas Geschicktes unternommen werden...

WELTKAPITAL: Züchtigen, züchtigen.

DIPLOMAT (*bestimmt*): Es mangelt an Rohstoff.

WELTKAPITAL: Arbeiten, arbeiten!

DIPLOMAT: Es lohnt sich nicht, zu produzieren.

WELTKAPITAL: Profit, Profit!

DIPLOMAT: Putsch, Majestät, Putsch. Ein geschickt in Szene gesetzter Putsch könnte die Situation retten. Dazu eben gerade hervorragender Moment. Erregen nicht die vielen Ansammlungen der Bettler öffentliches Ärgernis? Kommt dies nicht wiederum von der verabscheuungswürdigen Arbeitslosigkeit? (*Zieht das Berliner Tageblatt heraus, liest.*) Wäre es nicht empfehlenswert, die große Masse der Arbeitslosen zu Zwischenfällen zu ermuntern? Gerade heute wurde von der Bank of England eine beachtenswerte – wir danken, Majestät untertänigst – Summe... (*Alle verbeugen sich.*)

PFAFFE: Gott sei gelobt.

OFFIZIER: Wir waren von jeher Brüder, der internationale Militarismus, er lebe, hurra, hurra, hurra!

DIPLOMAT: ... eine beachtenswerte Summe zur Verfügung gestellt.

OFFIZIER: Unsere Lockspitzel sind tüchtig, sie machen alles.

WELTKAPITAL (*wie wenn eine Bombe explodiert*): Putsch!

OFFIZIER: Und dann an die Wand damit!

PFAFFE: Im Namen Gottes.

DIPLOMAT: Doch erlauben Eure Majestät, daß ich Eure Aufmerksamkeit auf das Weltgeschehen hinlenke. Die ganze Frage unseres Seins und Nichtseins kann durch solche kleine Geschicklichkeiten nicht völlig gelöst werden. Betrachten wir diese Situation. Die Bolschewisten haben es verstanden, durch eine uns allerdings unangenehm berührende offenerherzige Diplomatie, die selbst Eure Majestät in gewisser Beziehung ergebenen Völker, die Türken, Perser, Afghanen, Inder durch die Parole des Selbstbestimmungsrechtes auf ihre Seite zu bringen. Wie Majestät wissen, mußte selbst unser großer Kollege Lloyd George sich dazu verstehen, Ägypten „Freiheit“ zu gewähren. Überdies glückt es den Russen, durch Agenten, die den unseren überlegen sind, höchst gefährliche Utopien zu erwecken. Ich verweise auf Irland.

OFFIZIER: Gott sei Dank, man wird dort dieser Blase Herr.

DIPLOMAT: Sogar in Deutschland machen sich Anzeichen bemerkbar, daß ein großer Teil bisher immer noch verwendbaren Arbeitermaterials sich seiner Macht bewußt wird und geschlossen zur Dritten Internationale übertritt. Die Bolschewiken gehen von dem sehr richtigen Gedanken aus, daß die wirtschaftlichen Beziehungen die eigentlichen Lebensgrundlagen der Völker bilden. In dieser kritischen Situation spielt die ausschlaggebende Rolle das deutsche Proletariat. Wenn es begriffe, daß es durch die Solidarität mit Rußland zum Hebel der Weltrevolution würde, könnten wir heute noch demissionieren.

WELTKAPITAL: Schweinerei.

PFAFFE: Wahrlich, wahrlich, ich sage euch, Gott läßt seiner nicht spotten.

OFFIZIER: Schamlose Frechheit.

WELTKAPITAL: Das Proletariat Rußlands wird zertreten.

FLÜCHTLING (*kommt wie gejagt von rechts, zerfetzte Kleider, gepeinigte Züge, Kopfwunde*): Hilfe!

OFFIZIER: Was wollen Sie?

FLÜCHTLING (*der Ohnmacht nahe*): Komme aus Finnland! Weißer Schrecken! Mannerheim im Rücken. (*Sieht den Offizier.*) Überall Mörder!! (*Ab nach links.*)

OFFIZIER (*lacht*).

DIPLOMAT: Wir haben zwei Wege: Entweder Rußlands Hunger nach Material und Industrieprodukten vom kapitalistischen Standpunkt aus in die Hand zu nehmen und es wiederum mit unserem Geschäftssinn zu erobern, oder aber den eisernen Ring der Blockade von neuem darum zu legen.

OFFIZIER: Ausgehungert werden die Schweine.

PFAFFE: Diese Analphabeten.

WELTKAPITAL: Hinrichten.

FLÜCHTLING (*schleppt sich langsam auf die Bühne*): Hunger.

OFFIZIER: Wer sind Sie?

FLÜCHTLING: Ich komme aus Polen! Dort herrschen Krieg und weißer Schrecken.

OFFIZIER (*lacht*).

FLÜCHTLING: Auch hier? (*Ab.*)

DIPLOMAT: Ich will fortfahren. Majestät, sehen Sie hier die Karte. Wir werden versuchen, mit Hilfe der uns ganz ergebenen deutschen Bourgeoisie den entscheidenden Schlag gegen Sowjetrußland und zugleich gegen die deutsche Revolution zu führen – durch die Bildung eines südwesteuropäischen Blocks unter der Führung Frankreichs. Wir wollen versuchen, den revolutionären Herd in Deutschland durch die Loslösung

Bayerns zu isolieren und die zuverlässigen Provinzen mit den anderen spezifischen Bauernländern Südwesteuropas, mit Ungarn, Rumänien und der Ukraine unter Führung Frankreichs in eine feste Verbindung zu bekommen. Auf diese Weise treffen wir Rußland im Herzen, wir schnüren es damit von allen Rohstoffzufuhren und Lebensmittelquellen ab und behalten die wirtschaftlichen Trümpfe in der Hand.

OFFIZIER: Ach was, Diplomatenquark! Losschlagen auf treudeutsche Art.

WELTKAPITAL: Hauptsache Profit!

PFAFFE: Seid klug wie die Schlangen und ohne Falsch wie die Tauben.

DRITTER FLÜCHTLING: Hilfe!

OFFIZIER: Woher kommen Sie?

FLÜCHTLING: Aus Horthy-Ungarn.

OFFIZIER (*zieht den Degen*).

FLÜCHTLING (*ab*).

DIPLOMAT: Unsere bewährte Taktik, Majestät! Zuerst Gegenrevolution, dann niederschlagen, drittens entwaffnen, dann weißer Schrecken.

WELTKAPITAL: Ja, weißer Schrecken.

OFFIZIER: Blut! Blut!

WELTKAPITAL: Nieder mit Sowjetrußland!

(Die Bühne wird finster, Weltkapital, Offizier, Pfaffe, Diplomat entfernen sich rechts von der Bühne, man hört, während sie gehen, noch aus der Ferne: Niedermachen! Blutbad! Gebenedeit! Die Bühne wird ganz beleuchtet.)

DER DEUTSCHE ARBEITER (*sitzt denkend auf einem Stein*).

PROFESSOR DER SOZIOLOGIE (*mit einem großen Buch*): Mein neuestes Werk, über das Wann und Wie und Was des Sozialismus. (*Gibt ihm das Buch und entfernt sich nach rechts.*)

DER DEUTSCHE ARBEITER (*beginnt zu lesen*).

DER ARBEITER (*geht von rechts nach links durch die Szene, er trägt ein Gewehr*): Was machst du, Genosse?

DER DEUTSCHE ARBEITER: Ich soll studieren, was Sozialismus ist. Und du, Genosse?

DER ARBEITER: Ich gebe meine Waffe ab.

DER DEUTSCHE ARBEITER: Warum gibst du deine Waffe ab?

DER ARBEITER: Es wird von mir im Namen der Weltordnung gefordert.

DER DEUTSCHE ARBEITER: Ja? ...

DER ARBEITER: Ja! (*Ab nach links.*)

DER DEUTSCHE ARBEITER (*beginnt wieder zu lesen*).

DER ZWEITE ARBEITER (*von rechts nach links mit einem Gewehr*): Was machst du, Genosse?

DER DEUTSCHE ARBEITER: Ich soll studieren das Wann und Wie und Was? Und du, Genosse?

DER ARBEITER: Ich liefere die Waffen ab.

DER DEUTSCHE ARBEITER: Warum lieferst du die Waffen ab?

DER ARBEITER: Es wird von mir im Namen der Weltordnung gefordert.

DER DEUTSCHE ARBEITER: Und wer bestimmt die herrschende Weltordnung?

DER ARBEITER: Der Weltkapitalismus.

DER DEUTSCHE ARBEITER: Ja!... (*Ab nach links.*)

PROFESSOR DER SOZIOLOGIE (*von rechts*): Mein allerneuestes Werk
Diktatur oder Demokratie, oder Demokratie und Klassenversöhnung.
(*Ab nach links.*)

DER DEUTSCHE ARBEITER (*beginnt zu lesen*).

DER DRITTE ARBEITER (*von rechts mit einem Gewehr*): Was machst du, Genosse?

DER DEUTSCHE ARBEITER: Ich soll studieren Demokratie und Klassenversöhnung, und du, Genosse?

DER DRITTE ARBEITER: Ich liefere die Waffe ab.

DER DEUTSCHE ARBEITER: Und warum lieferst du die Waffe ab?

DER DRITTE ARBEITER: Es wird von mir im Namen der Weltordnung gefordert.

DER DEUTSCHE ARBEITER: Und wer bestimmt die herrschende Weltordnung?

DER DRITTE ARBEITER: Ich weiß nicht, was ich tun soll. Ich möchte schon was tun, ich möchte mich dem Gebot der Stunde fügen, die Gefahr der Minute geht auch mir durch Mark und Bein – aber wer gibt uns Wahrheit?!

DER DEUTSCHE ARBEITER: Ja, Genosse, es ist schrecklich um uns bestellt, wir wissen nicht, wo wir hingehören.

Pause

FRAUEN IN TRAUER (*von rechts, sie sprechen nach dem Takt ihrer Schritte*): Wir sind die Witwen der Proletarier.

DER DEUTSCHE ARBEITER (*schreckt auf*): Wer hat euren Mann getötet?

FRAUEN IN TRAUER (*während sie gehen*): Der Weltkapitalismus hat im Weltkrieg unsere Männer gemordet. (*Ab nach links.*)

DER DEUTSCHE ARBEITER (*will weiter lesen*).

DIE STIMME DES RUSSISCHEN PROLETARIATS (*aus weiter Ferne deutlich vernehmbar*): Proletarier aller Länder, hört meine Stimme!

DER DEUTSCHE ARBEITER (*steht erregt auf*): Wer ist das?

MÄNNER OHNE RECHTEN ARM (*von rechts, sprechen nach dem Takt ihrer Schritte*): Wehe dem, wehe dem, der nicht seine beiden Arme hat.

DER DEUTSCHE ARBEITER: Wer hat eure Arme abgeschnitten?

MÄNNER OHNE RECHTEN ARM (*während sie gehen*): Der Weltkapitalismus hat im Weltkrieg unsere Arme abgeschnitten. (*Ab nach links.*)

DIE STIMME DES RUSSISCHEN PROLETARIATS: Proletarier aller Länder, hört diese Stimme.

DER DEUTSCHE ARBEITER: Brüder in Rußland, wir wissen um eure Not. Euer Ringen ist groß und erhaben. Größer und erhabener ist euer Kampf als je der Kampf von Massen in der Geschichte der Menschheit. Wir sind mit euch in unserm Innern. Aber – wenn wir uns nicht noch tiefer ins Unglück stürzen wollen, sagt, Genossen: Was sollen wir tun? Was sollen wir tun, um euch zu helfen?

MÄNNER OHNE FÜSSE (*von rechts*): Wehe dem, der keinen Fuß hat!

DER DEUTSCHE ARBEITER: Der Weltkapitalismus hat euch die Füße abgehauen?

MÄNNER OHNE FÜSSE (*während sie auf ihren Krücken gehen*): Der Weltkapitalismus hat uns im Weltkrieg die Füße abgeschlagen. (*Ab nach links.*)

DIE STIMME DER BLINDEN (*folgt rasch von rechts*): Wehe denen, die keine Augen mehr haben.

DER DEUTSCHE ARBEITER: Der Weltkapitalismus hat euch das Augenlicht genommen?

STIMME DER BLINDEN: Der Weltkapitalismus hat uns im Weltkrieg unsere Augen ausgelöscht. (*Ab nach links. Kurze Pause.*)

DIE STIMME DES RUSSISCHEN PROLETARIATS: Proletarier aller Länder, hört unsere Stimme.

DER DEUTSCHE ARBEITER: Brüder in Rußland, wir hören eure Stimme.

DIE STIMME DES RUSSISCHEN PROLETARIATS: Vor Jahren schon erhoben wir unsere Stimme und riefen: Kehrt die Waffen um! Doch ihr bleibt stumm. Ihr ließt uns allein in unserm Kampf. Heute ist euer Elend größer als je, es wird währen, bis das Kapital zerschmettert ist. Brüder, wollt ihr noch immer müßig unserem Kampfe zusehen? Oder wollt ihr uns beistehen, um das Gebäude der Knechtschaft niederzureißen?

DER DEUTSCHE ARBEITER: Wir werden es tun, wir schwören es bei unserem Leben.

EIN PROLETARIER AUS UNGARN (*schon hinter den Kulissen*): Weh mir, weh mir.

DER DEUTSCHE ARBEITER: Wer ist's, wer jammert, wer ruft?

EIN PROLETARIER AUS UNGARN (*von rechts herein, taumelt, blutend*): Weh mir, weh uns allen.

DER DEUTSCHE ARBEITER: Wer bist du, Unglücklicher?

EIN PROLETARIER AUS UNGARN: Der weiße Schrecken hat mich

zugrunde gerichtet. Mein Körper ist voll von Wunden. Ein Messer ging durch mein Herz und eine Kugel durch meinen Kopf.

DER DEUTSCHE ARBEITER: Von wo kommst du?

EIN PROLETARIER AUS UNGARN: Ich bin ein Proletarier aus Horthy-Ungarn.

DER DEUTSCHE ARBEITER: Bist du ein Geist?

EIN PROLETARIER AUS UNGARN: Mein Vater wurde vor meinen Augen totgeschlagen, meine Mutter verschleppt, mein Kind in den Fluß geworfen und meine Frau vor meinen Augen geschändet. *(Er taumelt.)*

DER DEUTSCHE ARBEITER *(nimmt ihn in seine Arme)*.

EIN PROLETARIER AUS UNGARN: Einst befreiten wir uns, wir gründeten den sozialistischen Staat, aber der Weltkapitalismus bekämpfte uns, nahm uns die Waffen und jetzt sind wir zertreten. Der weiße Schrecken tobt in unserm Lande, Tausende unsrer Genossen werden getötet, verfaulen in den Kerkern, denn wo die rote Revolution zusammenbricht, errichtet seine grausame Herrschaft der weiße Schrecken. Um eins bitten wir sterbenden Genossen: Laßt Rußland nicht niederschlagen!!

DER DEUTSCHE ARBEITER: Dein Erscheinen sagt mehr als alle Worte und Bilder.

EIN ANDERER PROLETARIER AUS UNGARN *(schon hinter den Kulissen)*: Weh mir, wehe dem, den der weiße Schrecken erreicht.

EIN PROLETARIER AUS UNGARN: Ich kenne diese Stimme.

DER DEUTSCHE ARBEITER: Auch ein Genosse aus Ungarn?

EIN PROLETARIER AUS UNGARN: Es ist einer unserer Brüder.

EIN ANDERER PROLETARIER AUS UNGARN *(kommt, blind, zerfetzt; er sucht mit einem Stock den Weg)*: Ich wurde gepeinigt, meine Schwester wurde vor meinen Augen geschändet, mein Vater erschlagen. Ich wurde entmannt, die Augen wurden mir ausgestoßen, zehntausend wurden gefoltert, zehntausend faulen in den Kerkern. Das Proletariat in Ungarn wird ausgerottet. Doch was sind meine eigenen Leiden? Was ist die Qual meines Körpers und meiner Seele? Die Idee der Befreiung, der Sieg des Proletariats, die Geburt der neuen Welt wird im Blutbade unserer Brüder erstickt. Denn wo die rote Revolution niedergeschlagen wird, beginnt das Toben des weißen Schreckens, Genossen, laßt Rußland nicht niederschlagen!

DER DEUTSCHE ARBEITER *(nimmt ihn in seinen Arm)*.

DIE STIMME DES RUSSISCHEN PROLETARIATS: Proletarier aller Länder, hört die Stimme dieser Gequälten, dieser Vernichteten, die Stimme der Märtyrer unserer heiligen Sache.

DER DEUTSCHE ARBEITER: Genossen in Rußland, Brüder überall, wir hören euch, unser Verstehen wächst euch entgegen, wie nie bisher.

Eure Stimme dröhnt in unserem Ohr, und unser Hirn glüht für eure Sache.

DIE STIMME DES RUSSISCHEN PROLETARIATS: Noch hören wir nur eure Stimme, sehen nicht euren Arm. Noch duldet ihr die Herrschaft eurer Bedrücker: täglich befördern eure Züge Truppen und Waffen für unsere Feinde, unbehindert wird in eurer Mitte für Wrangel geworben, noch ist der Tod eurer ungezählten Brüder nicht gerächt! Helft den Unterdrückten und Ausgebeuteten der ganzen Welt, helft euch selbst!

DER DEUTSCHE ARBEITER: Siehe, ich schwöre es bei diesen bleichen Märtyrern in meinen Armen, ich schwöre bei ihnen, daß meine ganze Kraft auf immer der internationalen Weltrevolution gehören soll.

DIE STIMME DES RUSSISCHEN PROLETARIATS: Proletarier aller Länder, wir rechnen auf euch.

(Ansteigender Lärm, der deutsche Arbeiter führt die beiden Märtyrer nach links ab. Weltkapital von links.)

WELTKAPITAL: Waffen, Waffen, Waffen.

DIPLOMAT *(resigniert)*: Das russische Proletariat setzt uns das Messer an die Kehle.

WELTKAPITAL: Krieg, Krieg, Krieg.

DIPLOMAT: Wir schickten Mannerheim nach Finnland, er arbeitete mit schönem Erfolg, auch Wrangel behauptet sich noch, General Watter zeigte sich im Ruhrgebiet als ein tüchtiger Mann. Der Horthy in Ungarn liefert uns täglich die gewünschte Leichenanzahl, wir ließen Liebknecht und die Luxemburg erschlagen.

WELTKAPITAL: Sie haben nicht alles getan. Sie waren zu milde.

DIPLOMAT *(man fühlt, daß sich in ihm ein Umschwung vollzieht)*: Majestät, ehren Sie die Massen *(mit dem Ausdruck des Bedauerns)*, ich konnte nicht mehr töten, tatsächlich, das Gefühl unserer Ohnmacht beschleicht mich, die Diplomatie versagt. Die Generäle haben die Bevölkerungen nicht in der Hand. Ja, unerhört, die eigenen Soldaten fühlen sogar, daß auch sie Proletarier sind. Der Siegesjubel emporsteigender Millionen steigt heran. Ich frage, ist es verfrüht, Majestät, zu verzagen? Aus aller Entkräftung und Unterdrückung haben sie ungeahnte Kräfte gesogen, die Hoffnung auf Zukunft und Macht liegt allein bei den Massen. Majestät, auch mein Platz scheint dort zu sein. Ich glaube, Majestät, baldigst meine Entlassung einreichen zu müssen.

OFFIZIER *(stürzt herein)*: Majestät, Heere wälzen sich heran.

PFAFFE *(atemlos dahinterher)*.

WELTKAPITAL: Vernichtet das gesamte Proletariat. Niederzwingen, Zertrampeln, weißer Terror!

OFFIZIER: Jawoll, Majestät. Ich melde Majestät gehorsamst, die Geschütze

stehen bereit, unser Plan ist fertig, Berlin wird aufgegeben und blockiert, Mecklenburg, Pommern, Bayern, fest in der Hand, Waffen in ungeheurer Anzahl genügend vorhanden. Ich beglückwünsche mich, Majestäts Retter zu sein, wir Deutsche stehen ein für allemal vorne an der Front, wo es am gefährlichsten ist – wir sind die Stützen des internationalen Weltkapitals.

PFAFFE: Im Namen Gottes gebenedeit sei sein Name.

DIPLOMAT: Jawohl, Majestät, sind die Nachrichten glaubwürdig, so stehe ich nach wie vor vollkommen zur Verfügung.

DER DEUTSCHE ARBEITER: Die Zeit ist reif; wir werden handeln und die Säule des Kapitalismus zertrümmern.

DIPLOMAT: Wer bist du?

DER DEUTSCHE ARBEITER: Wir sind der Hebel der Weltrevolution. Wir sind die Kraft, die die Stützen des Weltkapitalismus zum Wanken bringt. Auf uns ruhen die Augen aller Kämpfer des Proletariats. Und der Schimmer der Freiheit leuchtet in ihnen.

WELTKAPITAL: Verflucht, ordnen Sie die Armee.

OFFIZIER (*ab, man hört draußen Befehle, die sich in der Ferne verlieren*).

DIE STIMME DES RUSSISCHEN PROLETARIATS (*übertönt anschwel-
lend die gegebenen Befehle*): Proletarier, auf zum Kampf.

WELTKAPITAL: Hölle, Teufel, Pest.

DER DEUTSCHE ARBEITER: Kampf, Kampf, Kampf.

STIMMEN (*aus allen Richtungen*): Kampf, Kampf, Kampf.

WELTKAPITAL (*rechts im Abgehen*): Nieder mit Sowjetrußland.

DER DEUTSCHE ARBEITER: Alles um Rußland. Alles für Rußland.
Sowjetrußland hoch!

STIMMEN (*ein brausender Chor, wiederholt den Ruf. Massen kommen auf
die Bühne*).

DIPLOMAT (*macht einen Diener, bekommt von dem deutschen Arbeiter
einen Tritt. Verschwindet mit dem Weltkapital links ab*).

PROFESSOR DER SOZIOLOGIE (*von rechts*): Mein neuestes Werk.

DER DEUTSCHE ARBEITER (*schleudert das Buch weg*).

PROFESSOR DER SOZIOLOGIE (*eilig ab nach links*).

MENGE (*stürzt von allen Richtungen auf die Bühne, zerschlägt und zer-
tritt die Schlagbäume mit den Rufen: Brüder, Genossen, vereinigt euch*).

DER DEUTSCHE ARBEITER (*rezitiert den ersten Vers der Internatio-
nale, ein Fanfarenbläser tritt hervor in russischer Uniform, bläst die
Internationale, der Chor auf der Bühne fällt ein, ebenso das Publikum*).

BILDER AUS RUSSLAND

Die Moskauer Straße, besonders die Hauptstraße ist lebhaft. Zu gewissen Tageszeiten, morgens gegen zehn Uhr und nachmittags gegen einhalb fünf Uhr, sehr lebhaft. Es sind dies die Arbeitsbeginn- und Arbeitsschlußzeiten. Dann wimmelt es auf den Straßen, dann drängt es und schiebt es, dann eilt es, dann ist eine außerordentliche Geschäftigkeit in den Straßen. Aber auch zu anderen Tageszeiten und abends nach Vergnügungsschluß sind die Straßen belebt. Die Boulevards sind dann fast überfüllt.

Auch Moskau ist eine Stadt der Arbeiter. Äußerlich nicht so sehr wie Petrograd. Aber das Proletariat beherrscht die Stadt. Diesen Eindruck hat man sofort beim Betreten Moskaus. Es ist noch viel Eleganz in Moskau, und doch herrscht das Proletariat. Das ist auch das Wesen der Moskauer Straße. Es wimmeln auf dieser Straße noch allerlei Schichtungen, doch das Proletariat herrscht. Es beherrscht die Straße mit seiner Polizei, es beherrscht sie mit seinen Arbeitsanordnungen. Die Luxusstraße, die Vergnügungsstraße, die Basarstraße existiert nicht mehr. Es gibt jetzt die Arbeitsstraße und die Erholungsstraße. Man arbeitet erst wenig, viel zu wenig in Moskau, und doch ist Moskau schon eine Arbeiterstadt.

Herrlich sind die Plätze Moskaus. Der herrlichste Platz Moskaus ist der Platz am Kreml, jetzt der Rote Platz. Halb Turnierplatz, halb Marktplatz oder halb Paradeplatz und halb Vergnügungsplatz, oder halb Geschäftsplatz und halb Repräsentationsplatz. Die hohe Kremlmauer an der einen Seite mit ihren Türmen und noch erhaltenen Mirakeln, der frühere Riesenbasar, ein modernisiertes Asien, jetzt das Arbeitskommissariat, auf der anderen Seite. Am Eingang die wundertätige Iberische Madonna, die immer noch um Wunder angefleht wird, und am Ausgang die größte Bauherrlichkeit der Welt, die Basiliuskirche. Gräber an der Kremlwand, in denen Revolutionshéroen ruhen, mit rotbebanderten Kränzen bedeckt. Eine leuchtende Revolutionsplastik auf der Kremlwand, von der rote Bahnen ausgehen und sich in Freiheitsströmen biegen.

Herrlich ist dieser Platz. Weit ist dieser Platz, weit wie die russische Seele. So weit, daß die Riesenkarte von der polnischen Front, die dort aufgestellt ist, wie ein weißer Fleck wirkt. Herrlich ist dieser Platz der roten Paraden, der Truppenparaden, der Milizparaden, der flammenden Ansprachen, der Kampfeserinnerungen. Während man Behelme, mit Krummsäbeln im krampfgen Munde, die Kremlmauer emporklettern sieht, sprechen die

Maschinengewehrkugelspuren von der Schlacht des Proletariats gegen das Kapital.

Im Theater. Ein neues Publikum. Die sechs Riesenränge bis zum Olymp heftig von Proletariern durchsprinkelt. Im Parkett meistens Arbeiter, in den Logen viele Arbeiter. Rotsoldaten dazwischen. Sowjetsekretärinnen, Sowjetbeamte und Sowjetbeamtinnen. Der Theaterbesucher muß organisiert sein, sonst erhält er keine Karte. Karten werden beispielsweise von den Gewerkschaften ausgegeben. Allerdings sind noch nicht alle Theater in Moskau Stadttheater oder Volkstheater. Das Theater Korsch zum Beispiel, in dem ich ein schauerhaftes Sittenstück sah, ist noch eine Art Privattheater. Von Proletkult merkt man in diesem Theater nichts. Auch im Großen Theater nicht, dessen Bühne durchaus mit alten Mitteln arbeitet. Auch hier ist noch kein Proletkult, obwohl die Besucher wesentlich Proletarier sind. Von neuer Kunst, von Kunst aus dem Volke, von sozialistischer Kunst ist hier noch nichts oder fast gar nichts zu sehen.

Aber das Publikum, das Publikum. Einmal sind es Proletarierkinder, Kindertausende, weiß gekleidete Kinder von oben bis unten, vom Parkettkindergewimmel bis zum weißen Kinderkranz auf dem Olymp. Kinderstaunen, Kinderflüstern, Kleinhändeklatschen. Hier wird eine neue Welt. Hier ist saugende Zukunft, hier ist Brand und Brennen, hier ist die ganze Hoffnung Rußlands.

Dann sind es Werksbelegschaften, Truppen, mit Einstigem durchsetzte Zuhörerschaften. Immer aber ist das Publikum von unten gebaut, es ist Proletarierunterbau, Arbeiterübergewicht, Arbeitermänner, Arbeiterfrauen.

Es war eine entsetzliche Hitze im Theater. Aber alle hielten aus bis zum letzten Geigenzug. Dann aber kam das Wunderbare, das Überraschende, das gar nicht zum Stück gehörende, das Proletarische. Denn dann sang nicht mehr die Bühne, nicht mehr das Orchester, dann sang das Volk. Es stand singend, es ging singend, es drängte singend durch die Ausgänge. Es marschierte singend auf den Treppen. Das Haus sang vom Dach bis zum Boden. Der Sang quoll, der Sang wuchs, der Sang drohte, schwur, pochte, der Proletariersang, der Menschheitssang. Der Sang aus unbeholfenen Worten, der sprachunschöne, aber kampfgewaltige, der primitive, sammelnde, front-schließende Sang:

*Völker, hört die Signale!
Auf zum letzten Gefecht!
Die Internationale
Erkämpft das Menschenrecht!*

Durch die Ausgänge, auf den weiten Platz quoll dieser Gesang.

(1920)

DAS THEATER IM REVOLUTIONÄREN RUSSLAND

Die Kunst des revolutionären Rußlands der ersten Jahre nach dem November 1917 sollte ihre Aufgabe als Erziehungsmittel erfüllen. Das Theater als plakathafte Mittel der Agitation war dazu ausersehen, große Massen zu erfassen und zu lenken.

Ein amüsantes Beispiel aus dieser Zeit erscheint mir hier der Anführung wert. Ochotni Rjad, unweit vom Iberischen Tor des Kremls in Moskau, umfaßt eine Reihe von kleinen Geschäftshäusern und Buden, einstockhohe und ebenerdige. Die Revolution hat die Krämer verjagt, ihre Buden zugesperrt. Um nun auch äußerlich anzuzeigen, daß der Kleinhandel (wie der große) von dem kommunistischen Prinzip überflutet und verschlungen worden war, hatten die revolutionären Maler und bildenden Künstler Moskaus über diese zugesperrten und entvölkerten Buden mit riesigen Wellenlinien, rot, grün und gelb ein schäumendes, aufgeregtes Meer gepinselt. Die Häuserfassade war verschwunden hinter den grotesk in die Höhe schießenden Malereien. Die bildende Kunst hatte sich in den Dienst der Straße gestellt. Die Reinheit der Kunst, das Schlagwort von der „Kunst um der Kunst willen“, war ebenfalls von diesen aufgeregten Wellen fortgespült, aus dem Bewußtsein des Volkes hinweggeschwemmt worden. Alles geistige Leben, jeder Wille des geistigen Menschen, jegliche Manifestation mußte sich auf die hauptsächliche Aufgabe, den zentralen Kulturwillen der Diktatur, konzentrieren. Änderung der Gesinnung der Massen im Sinne der revolutionären Befreiung vom November durchsetzen. Bürgerliche Ideologien aus den Köpfen des von bürgerlicher Gesinnung ohnehin nicht unberührten, vielleicht schon infizierten Proletariats wegräumen. Ein, wenn es nötig war, schreiender, ja brüllender Hinweis auf die unerhörte Umwälzung, die mit dem Volk Rußlands vor sich gegangen war, schien vonnöten.

Es ist begreiflich, daß in solchem Zeitabschnitt die Melancholie, Resignation, der Weltschmerz Tschechows, Andrejews, das Kleben, Nichtloskommenkönnen von den kleinen individuellen Schmerzen einer Gesellschaftsschicht, die von der großen Gesamtheit des Volkskörpers isoliert, zum Absterben verurteilt ist, daß all diese milden, im Zwielicht dahinschwebenden Probleme des psychologischen Dramas als zu lau, dem Zeitgeist diametral entgegengesetzt, verworfen wurden. Nicht aus ästhetischen Gründen geschah dies, sondern vornehmlich aus dem Impuls der Gesundung eines neuaufschäumenden Lebens, das den ganzen Volkskörper ausfüllte – und aus dem neue Gesetze der Ästhetik geboren werden sollten!

Die rasende Entwicklung übertäubte das Einzelschicksal; sie forderte Lautes, Kollektives, das hohe Pathos der Schicksalstragödie, Beziehung zur grenzenlosen Tragik der Gegenwart, – sie forderte aber auch den schrillen Knall der Harlekinpeitsche, den Schlag auf die große Trommel, das Gerassel von Millionen betäubender Schellen.

Vor allem aber forderte die Entwicklung des Theaters in Rußland, diesem Land, in dem jeder einzelne ein geborener Schauspieler, geborener Tänzer ist: Mitwirkung der Massen an dem Theater, wie ja überhaupt die Mitwirkung jedes einzelnen aus dem Volk an dem Schicksal und der Bestimmung des Volkes fortan Gebot und Pflicht erschien. Das Theater sollte sich der Wirklichkeit nähern, die ja phantastisch genug war. Theater und Wirklichkeit sollten einander durchdringen, eines ins andere übergehen.

Neben den regulären Theatern entstanden zahllose Bühnen – in Fabriken, in den neuen Klubs der Arbeiter, an den roten Fronten im Süden, Osten, Nordwesten, in den Baracken der Roten Armee, der Roten Flotte, in den Werkstätten der neuen Proletkultbewegung, in den Schulen, auf den Marktplätzen. Diese Bühnen rund im Land erhielten oft unverhofften Besuch aus den Hauptstädten. Mitten in der furchtbarsten Bedrängnis Rußlands durch die ökonomische Blockade, die Hunger, Frost, Krankheit und Massentod im Gefolge hatte, mitten in den heroischen Kämpfen des jungen Sowjetstaates, des gegen die weißgardistischen Generale Petljura, Kolttschak, Denikin, Wrangel um seine Befreiung ringenden Volkes, durchteilten Theaterzüge das weite Land. Das herrliche Petrograder Ballett, die großen Sänger und Sängerinnen der Petrograder und der Moskauer Oper, Schaljapin an der Spitze, erschienen bald da, bald dort, an der Wolga, im Ural, in den Baracken an den Fronten wie Boten einer hellen unwahrscheinlich schönen Welt, erregten Begeisterung, Entzücken, entschwanden wie ein Spuk.

Die großen dramatischen Bühnen errichteten Studios, das heißt Probebühnen für ihre jungen Eleven, und diese Studios überflügelten zuweilen die Mutterinstitute durch den frischen Zug, mit dem die unverbrauchten jugendlich befeuerten Kräfte das alte Drama erfüllten. Es entstanden aus dem Bedürfnis nach Agitation Stücke, die dem Volk die Wandlung des Staates, die Wandlung der Kulturform, die revolutionäre Gesinnung der neuen Zeitepoche drastisch oder erhaben vorführen sollten. Eines der ersten Stücke dieser Art stammte von dem Vorsitzenden der Proletkult-Kommission und behandelte den Aufstand und das tragische Geschick jener Goldminenarbeiter an der sibirischen Lena, die Epopöe des ersten revolutionären Streiks in Rußland, der mit der Hinrichtung Hunderter endete. Das Stück war naiv und nach dem Muster des alten realistischen Dramas zurechtgezimmert, ohne besonderen künstlerischen Wert, aber es war ein Anfang.

Andere Stücke aus dieser Epoche behandelten die Lieblingsfigur der russischen Legende, Stjenka Rasin, so der „Unterbrochene Ruf“ von Jurjin. Ein Drama von Minin: „Die Stadt im Ring“, eines vom Volkskommissar Lunatscharsky: „Faust und die Stadt“, ein anderes von Kamjenski: „Die Messe der Lokomotiven“ und das bedeutendste dieser Werke: Majakowskis „Mysterium Buffo“.

Merkwürdige Arbeit wurde in einer Abteilung des staatlichen Zentralinstitutes für Theater, Literatur und bildende Künste (Sektion des Volkskommissariats für Erziehung und Volksaufklärung) geleistet. Diese Abteilung benannte sich „Werkstatt für kommunistische Dramaturgie“. In ihr, wie ja überhaupt in allen Ämtern, vorzüglich in dem erwähnten Volkskommissariat mit seinen zahlreichen Unterabteilungen, saßen junge Künstler, Dichter, Journalisten, Pädagogen, jetzt als Staatsbeamte im Hauptberuf angestellt. Aus der „Werkstatt“ kamen den Anforderungen der revolutionären Gegenwart entsprechende Umarbeitungen alter bewährter klassischer Dramen zutage. Uns Deutsche interessiert es, daß auf solche Weise „Don Carlos“, „Tell“, „Die Räuber“ das Licht des roten Moskaus verjüngt erblicken durften; aber auch Verhaerens „Morgenröte“, Legouvés „Adrienne Lecouvreur“ und verschiedene dramatische Episoden aus den Romanen des in Rußland überaus beliebten Jack London gelangten auf ähnliche Weise in den Bereich der großen, im Theater aufhorchenden Masse.

Improvisationen wurden besonders in den Theatern der proletarischen Klubs, den Bühnen der Betriebe, den Theatern des Proletkult gerne gespielt. Unter diesen Improvisationen besonders eine Kategorie, nämlich die „Gerichtsszene“. Man setzte sich zusammen, führte erdachte Gerichtsverhandlungen auf, gegen Gapon, gegen die Mörder Karl Liebknechts; man saß zu Gericht über Wucherer, über Bordellwirte, über die Institution des Gerichts selber.

In einem Moskauer Klub wohnte ich solch einem Spiel bei: ein armer hungriger Kerl hat ein Brot gestohlen und steht vor seinen Richtern. Das Gericht ist, mit all seinen Funktionären, dem zaristischen Gerichtshof genau nachgebildet. Zwischen Gendarmen der Angeklagte. Weshalb hat er gestohlen? Weil er Hunger hatte. Weil er das Prassen der wenigen sah. Weil er es nicht ertragen konnte, daß die Mehrzahl der Menschen hungerte, während die wenigen praßten. Der Staatsanwalt schreit, der Richter haut auf den Tisch, das Kruzifix schwankt. Der Angeklagte verteidigt sich mit kurzen Silben, voll Verachtung. Schon droht Gefängnis, Untergang dem Hungernden – da tönt plötzlich irgendwoher Gesang; es ist die Internationale, der Gesang kommt näher, ein Zittern befällt die Gerichtspersonen – mit einem Schwung setzt der Angeklagte über den Gerichtstisch, fegt das Kruzifix zu Boden, packt den Richter beim Kragen, der Richter sitzt plötz-

lich, man weiß nicht wie, auf der Anklagebank, und nun hält der Hungrige Gericht über seine Ankläger – das Verfahren hebt von neuem an.

Ähnliche Improvisationen auf ein höheres Niveau zu bringen versuchte die Schauspielerschule Smolensk, indem sie zwei Themen: „Den Tod des Freundes“ und „Die Requisition der Wohnung“ den Klubs weitergab.

Theater der revolutionären Satire taten sich auf. Das erste entstand in Witebsk unter den jungen Beamten der „Rosta“. Hier wirkte um dieselbe Zeit der Maler Chagall als Leiter der Kunstschule. Auch seine Arbeit hatte ihren Anteil an dem Theater, das später nach Moskau übersiedelte, dort das führende weithin berühmte „Theater der Revolution“ geworden ist, in dem zuletzt „Die Nacht“ von Martinet und Tollers „Maschinenstürmer“ aufgeführt wurden.

Ein ähnliches Theater der revolutionären Satire habe ich in Petrograd gesehen. Es war in einem unterirdischen Saal untergebracht, hieß der „Räudige Hund“ und wurde durch die Matrosen der Baltischen Flotte unterhalten. Hier spielte man ein sehr lebendiges, unterhaltsames Stück, das sich „Die Menschenfleisch-Börse“ betitelte. Im folgenden gebe ich eine Darstellung dieses Stückes aus meinem Buche: „Drei Monate in Sowjetrußland“ (Berlin, S. Fischer Verlag), wieder. „Auf der Bühne sah man eine Art Börsenkollegium, das aber mit Menschenfleisch handelte. Der Fabrikherr, der General mit phosphoreszierendem Totenkopf erschienen nacheinander und bestellten Arbeiterheere und Kanonenfutter. Die Häscher der Börsenkönige stürzten sogleich ins Publikum hinunter und holten einen Prachtkerl, einen jungen Proletarier herauf, der, als Muster für die zu liefernden Hekatomben der Arbeit und der Armee seine Muskeln spielen lassen, seinen Mund aufmachen und die Zähne herzeigen mußte, vorn und hinten betastet, gewogen und dann nach vielem Feilschen zu einem vereinbarten Massenslieferungspreis den Bestellern zugeschlagen wurde. Ein revolutionärer Dichter stürzte indigniert auf die Bühne, die Häscher faßten ihn, er beging Selbstmord und wurde in den Zuschauerraum zurückgefeuert, während ein anderer, eine Kreatur in Regenbogenkleidung, der ‚K.W.D.‘, das heißt Mantel-nach-dem-Wind-Dreher, siegreich den Platz behauptete und Vorschuß von den Bühnenkönigen einstrich. Madame Bordellmutter erschien, mit Federn, Schmuck und Seidenkleid angetan, und unterwarf mit einem Opernglas von der Bühne herab die anwesenden Damen näherem Augenschein. Endlich hatte sie die Richtige erspäht. Die Schergen stürzten auf einen Wink der Börsenkönige ins Parkett hinunter und holten ein junges, reizendes, schrill schreiendes und verzweifelt zappelndes Geschöpf auf die Bühne hinauf, das dann von Madame einfach unter den Arm genommen wurde und hinter den Kulissen verschwand. Am Ende versagte das elektrische Licht, ein Donnerschlag schüttelte die Kulissen durchein-

ander und blutrot, zwischen feuerspeienden Fabrikschlöten, stieg der fünfzackige Stern der Sowjetrevolution über dem Trümmerfeld der Börse in die Höhe.“

Die „lebende Zeitung“, eine Institution, die nirgends so sehr wie in dem Lande, das den größten Prozentsatz an Analphabeten besitzt, ihre Berechtigung hat, führte auf den Bühnen des Proletkults, der Arbeiterklubs und vor allem der Frontkasernen Ereignisse der aktuellen Weltpolitik den dankbaren Zuschauern vor. Hier konnte man Clémenceau, Ebert, Wilson und andere Koryphäen in wohlgeklungenem, wenn auch nicht sehr lebenswürdig wiedergegebenem Konterfei leibhaftig auf den Brettern erscheinen, in beliebten Gassenhäusern nachgebildeten Strophen ihre Taten und Absichten herunterleiern und mit groteskem Tanz und Gebärdenspiel begleiten sehen und hören. Zumeist bezogen sich diese Taten, Absichten und die Darstellungen überhaupt auf Rußlands brennendste Angelegenheiten; mitunter erschien ein Soldat in der Uniform und Maske eines der weißgardistischen Generäle, gegen die die Zuschauer gerade kämpften, Petljuras, Denikins, Wrangels, auf der Bühne und feierte seinen Pakt mit den Machthabern der kapitalistischen Länder, die den Krieg gegen das proletarische Land subventioniert, entfacht und geschürt hatten. Solch ein Schauspielklärte den Soldaten, den Arbeiter, den Bauer sinnfälliger über sein eigenes Schicksal, das das Schicksal des Landes war und für das er sein Leben in die Schanze schlug, auf, als tausend Zeitungsartikel es vermocht hätten. Es führte ihm auf drastische Weise auch die intrikatsten Wege der auswärtigen Politik, der Geheimdiplomatie und der Zusammenhänge der Welt vor Augen.

Gleichzeitig aber klebte man draußen auf die Mauern der Baracken die neuesten Nummern der offiziellen Sowjetzeitungen „Iswestija“ und „Prawda“ – ein des Lesens kundiger Genosse oder Soldat weihte den in dieser Kunst noch ungeübten oder wenig bewanderten Gefährten durch langsames Lesen und Fingerstrich über die weithin sichtbaren Überschriften in die Geheimnisse des Alphabets ein. Auf solche Weise wurden große Massen des Volkes an Hand der Zeitung in die ersten primitivsten Formen des Wissens eingeführt.

Der Unterricht aus der Fibel folgte – einer merkwürdigen Fibel, in der A: Arbeit, B: Brandfackel, F: Freiheit und M: Marx besagte – so die Grundelemente des Wissens und der Gesinnung zugleich in die Köpfe und Herzen senkend.

Aus der Absicht, das Gefühl der Kollektivität in den Massen zu wecken und zu festigen, ist auch die Einrichtung des künstlerischen Massenschauspiels entstanden. Die Anregung dazu ging bereits in den ersten Wochen

der Novemberrevolution von dem Theoretiker des „Schöpferischen Theaters“, Kerschentzew, aus. Die Idee dieser Massenschauspiele unter freiem Himmel war ja die zentrale Idee der Erziehung der Massen Rußlands zur aktiven Teilnahme aller Schichten an allen öffentlichen Handlungen, die ihr Wohl und Wehe angingen: der Politik, der Wirtschaft, der Trauer, des Festes.

Die ersten Massenschauspiele unter freiem Himmel fanden in Petrograd statt – wie in Dingen der Kunst und der Erneuerung der Künste überhaupt das rote Petrograd mit Beispiel und Initiative voranzugehen pflegte.

Ein großes allegorisches Massenschauspiel, der „Hymnus der freien Arbeit“, hatte die Kolonaden der Börse auf der Newainsel zum Hintergrund. In diesem wie in dem zu Ehren der Delegierten des zweiten Kongresses der Weltinternationale abgehaltenen, wurde die Idee der Arbeit, der Verbrüderung der Massen des Proletariats aller Länder verherrlicht. Dieses zweite Schauspiel führte in einer dem mittelalterlichen Mysterienspiel ähnlichen Weise die Fortschritte der Idee zur Weltkommune vor – vom Kommunistischen Manifest über die Schicksale der Pariser Kommunarden bis zur Gründung der Dritten Internationale.

Ehe ich über das großartige Schauspiel der „Einnahme des Winterpalais“, dem ich am 7. November 1920, dem dritten Jahrestag der großen russischen Befreiung beiwohnen durfte, hier berichte, will ich noch kurz voraussenden, daß die Idee des Massenschauspiels seine begeistertsten Förderer in der Armee und Flotte, das heißt bei den Erkämpfern der russischen Freiheit gefunden hat. In jenen ewig denkwürdigen ersten, flammenden, von Opfermut, Begeisterung und Not erfüllten Jahren der Revolution kam aus manchem Ort des weiten Landes Kunde von Massenschauspielen, die der kollektiven Freude an dem revolutionären Geschehen ihren Plan verdankten. In Jekaterinodar, in Astrachan, in Kiew, Tula und Saratow wurden solche Spiele aufgeführt. In einer Kosakensiedlung des Kubangebietes spielten 10 000 Rotarmisten ein „Gericht über Wrangel“; ein anderes, von Rotarmisten aufgeführtes Kollektivschauspiel hatte zum Vorwurf den „Bau des Turmes der Kommune“.

Auch an dem erwähnten Schauspiel der „Einnahme des Winterpalais“ hatte die Petersburger Garnison und die Kronstädter Baltische Flotte den Löwenanteil.

Der nach dem ermordeten Volkskommissar Uritzky benannte Platz vor dem Winterpalais ist der ehemals Dwortzowy-Ploschtschad, das heißt Schloßplatz, benannte, mit der von Nikolaus I. zum Andenken an Alexander I. errichteten, von einem ein Kreuz schwingenden Engel gekrönten Säule. Der Fassade des Winterpalais gegenüber ist der weite Platz von einem riesigen, halbkreisförmigen Gebäude, dem Oberkommando, abgeschlossen.

Das Archiv, aus dem wir zusahen, befindet sich zwischen Palais und Kommando auf der Millionajaseite.

Zwei große Bühnen waren vor dem Oberkommando aufgeschlagen, rechts eine weiße, links eine rote; in der Mitte verband sie ein geschwungener Brückenbogen. 15 000 Menschen waren Akteure, einige Berufsschauspieler darunter, die anderen Eleven der Theaterschulen, Mitglieder der Proletkultklubs, der Theatervereine der Roten Armee und der Baltischen Flotte. Am Schluß des Schauspiels spielten aber etwa 100 000 Menschen mit, die aus allen Seitenstraßen, von den Tribünen und aus den Häusern hervorströmten.

Ein leichter Regen beeinträchtigte die Wirkung; man achtete seiner nicht. Als wir nach zehn Uhr unsere Fensterplätze einnahmen, hatte das Schauspiel eben begonnen. Der hoch oben an der Alexander-Säule klebende Scheinwerfer beleuchtete taghell die rechts liegende weiße Bühne, auf der soeben die provisorische Regierung Kerenskis eine Sitzung abhielt. Von der unsichtbaren roten Bühne her drang undeutliches Gemurmel herüber. Es war die leise murrende Menge, die genug vom Kriege hatte, aber sich Kerenskis Machtwort fügen mußte, weil der Ministerrat, drüben, unter dem Vorsitz des Tribünen, soeben die Fortsetzung des Krieges bis zum siegreichen Ende beschlossen hatte. Der Scheinwerfer flog auf die rote Bühne hinüber – da sah man Arbeiter, Weiber, Kinder und Krüppel müde aus den Fabriken wanken. Verstümmelte Soldaten schleppten sich hinüber zur Brücke, weil das Aufgebot erfolgt war und neue Heerscharen zusammengestellt werden sollten.

Auf der weißen Bühne schoben Kapitalisten indessen mit ihren Wänsten Geldsäcke vor den Thron Kerenskis hin, Minister sprangen von der Ministerbank und scharften die Herrlichkeiten zu einem Haufen zusammen – während drüben von der dunklen Seite her einzelne wilde Schreie sich über das Murren erhoben und der Ruf: „Lenin!“ „Lenin!“ undeutlich erst, dann aber schon lauter emporflackerte. Nun sah man Kerenski auf seinem Thron zu Häupten der Ministerbank große Gebärden beschreiben, energisch fuchteln und auf die Geldsäcke weisen. Die Minister aber waren in eine sonderbare pendelnde Unruhe geraten. Sie schoben sich auf ihrer Bank unruhig hin und her, denn von der unsichtbaren roten Bühne tönte der Tumult schon rhythmischer herüber, man konnte sogar Gesang hören: Akkorde, die die „Internationale“ sein mochten oder auch nicht. Immer noch sprach und gestikulierte Kerenski. Der Ministerbank hatte sich allmählich eine einheitlich schwankende Bewegung bemächtigt. Man sah die ganze graugekleidete Reihe gleichförmig nach rechts, dann mit einem Ruck nach links sich biegen. Einige Male wiederholte sich dies in immer heftigere Bewegung. Da kamen mit parodistischem Wackeln die berühmten Kerens-

kischen Frauenbataillone auf die Bühne, schwenkten ihre Flinten und riefen Kerenski ihr „Morituae te salutant!“ zu.

Während die weiße Bühne erlosch, flammte plötzlich die rote auf. Um eine riesige rote Fahne drängten sich dort Arbeiter, Frauen und Kinder, Soldaten mit Waffen, Volk aller Art zusammen. Die Fabriken, die Gefängnisse, große rote Kulissen mit vergitterten, von innen grell beleuchteten Fenstern, hatten ihre Tore weit aufgetan. Immer neue Scharen entströmten ihnen, um sich um die rote Fahne zu ballen. Aus dem wilden Durcheinandergewoge hob sich die „Internationale“ in mächtigem, artikuliertem Chor empor. Das Wort „Lenin!“ stieg, vom Unisonus Tausender Kehlen emporgeschleudert, zum Himmel auf; derweil formierten sich um die Fahne die Bataillone zum Marsch nach jener Brücke hin, die die Bühnen miteinander verband. Hinüber flog der Scheinwerfer nach der weißen Seite: wie vom Sturm geschüttelt, schwankte bereits die Ministerbank hin und her. Eine Salve von drüben – die Leibwache um Kerenski stürzt mit geschwungenen Gewehren zum Brückenbogen – die Ministerbank fällt mit einem Krach unter den Tisch – aus einer Seitengasse des Uritzkyplatzes schießen wilden Getutes zwei Automobile zu der weißen Bühne heran – Kerenski schwingt sich mit einem Salto mortale von seinem Thron über die Ministerbank zu den Stufen, die von der Bühne aufs Pflaster hinunterführen, die Automobile schlucken ihn mitsamt den Ministern und jagen in rasender Fahrt quer über den Platz an der Säule vorbei zum Winterpalais hinüber, dessen Tor sich blitzgleich öffnet und die Automobile aufnimmt.

Jetzt begann das Winterpalais mitzuspielen. Im ersten Stockwerk erglommen mit einem Schlag sämtliche Fenster im hellstem Licht – derweil ging die Aktion auf der Bühne weiter. Unter Maschinengewehrgeknatter und wildem Schießen entwickelte sich dort oben um tausend rote Fahnen ein Gefecht und Handgemenge zwischen der Roten Armee und den übriggebliebenen Weißen. Tote und Verwundete kollerten über die Brücke, die Stufen, fielen über die Brüstung des Brückenbogens auf das Pflaster des Platzes hinunter. Im Winterpalais erloschen derweil die Lichter, flammten wieder auf, erloschen wieder. Minutenlang tobte die Schlacht auf dem Brückenbogen. Endlich war sie entschieden. Nun war die ganze kämpfende Masse der Soldaten zu einer Armee geeint, der Roten Armee, und machtvoll strömte diese Masse, die „Internationale“ singend, über die Treppe hinunter, dem Winterpalais zu. Aus den Seitenstraßen des Uritzkyplatzes marschierten Regimenter hervor, schlossen sich jenen von der Bühne Kommenden an, Zehntausende und Zehntausende – aber was war das? Von dort hinten, hinter dem Winterpalais, von der Newa her, erdröhte plötzlich furchtbarer Donner!

Die „Aurora“, das historische Kriegsschiff, das im November 1917 das

Winterpalais bombardiert hatte, feuerte jetzt, auf demselben Fleck der Nawa verankert, zur Mitwirkung an diesem Schauspiel bestellt, seine Kanonen ab, um das Mysterium zum Erlebnis der Revolution selbst zu erhöhen . . .

Das Winterpalais lag schon seit einer Weile stockfinster da. Ein Torflügel tat sich halb auf und aus ihm flitzten die Automobile mit Kerenski und den Seinen im Hui zur Millionaja hinunter und weg.

Jetzt waren es bereits hunderttausend, die zum Winterpalais zogen. Der ganze riesige Platz war erfüllt von schreienden, laufenden, singenden, brüllenden Massen, die alle dem Winterpalais zustrebten. Gewehrscüsse, Maschinengewehrgeratter, das furchtbare Gedröhn von der „Aurora“ her . . . grauenhaft, entsetzenerregend . . .

Wir hinter unserem Fenster waren ein wenig bleich geworden. Wir wußten es ja genau: solche Gelegenheiten pflegte die Gegenrevolution – nicht etwa eine von Schauspielern gestellte, sondern die wirkliche, in ihren Schlupfwinkeln auf ihre Stunde lauernde Gegenrevolution – abzuwarten, um unter der Decke des Theaterdonners und der Aufregung Putsche und Aktionen zu inszenieren und auch zu vollführen. Es gab hierfür Anhaltspunkte, Präzedenzfälle.

Aber alsbald stiegen Raketen, die des Feuerwerks, das das Schauspiel beschließen sollte, zum Himmel auf; die „Aurora“ verstummte, die Massen verteilten sich, verliefen sich in der Nacht, und wir kehrten schweigend in unser Haus an der Nawa, gegenüber der Peter-Pauls-Festung, heim . . .

Über den ethischen, den künstlerischen Wert, die historische Berechtigung solchen Schauspiels kann man seine Ansicht formen wie man mag. Packend, tollkühn, aufrüttelnd und in den innersten Fibern erschütternd war es. Unvergeßlich durch seine Unmittelbarkeit, Licht, Bewegung, durch die Idee der Masse, die es trug. Hier schien dem Theater der Zukunft – dem Theater, das einer politischen Idee gehorcht und dient – in Wahrheit eine Bahn gebrochen.

STIMMEN FALSCHER PROPHETEN

Dialektische Schwärmer sind vielleicht von allen Fanatikern die gefährlichsten: mit allen Mitteln der Logik wännen sie das, was sie glauben, beweisen zu können und so kann ihnen vor ihrer Gottähnlichkeit niemals bange werden. Dies ist der Fall bei den Männern, die gegenwärtig über Rußland gebieten. Doch die Logik der Geschichte ist ihrer armen Logik überlegen, und im Angesicht der sozialen Schichtung des sozialen Rußlands können sie selbst, wie ich glaube und sogar weiß, nicht im Zweifel sein, daß ihnen keine lange Herrschaft beschieden ist. Gäben sie sich in dieser Richtung Illusionen hin, so wären sie jeder marxistischen Schulung bar, ein Vorwurf, den ich nicht gegen sie erheben möchte.

Gustav Mayer (in der „Frankfurter Zeitung“ vom 24. Februar 1918)

Der Zarismus zerschellte an den Forderungen der Demokratie, als er die Armee nicht mehr für sich hatte. Der Bolschewismus trägt den Todeskeim von Anfang an in sich, denn er besitzt keine seiner Idee ergebene Truppe, und er hat vergebens den Verzweiflungsschritt getan, die Idee um einer Armee willen zu opfern. Überall, wo der Roten Armee eine energische Streitkraft entgegentritt, gehen die roten Soldaten zum Feind über, Zeichen zusammengewürfelter, unkriegerischer müder Menschenhorden. Es wird von der Standhaftigkeit der europäischen Demokratie abhängen, ob diese Armee sich über ihre Grenzen ergießen oder in sich zusammenstürzen wird.

W. J. (in der „Vossischen Zeitung“ vom 19. April 1919)

Drei politische Gruppen sind es, die in Rußland gegenwärtig und für die nächste Zukunft als Anwärter auf die Herrschaft in Betracht kommen, Bolschewisten, Demokraten, Monarchisten...

Es kann kein Zweifel daran bestehen, daß die Herrschaft der Bolschewisten nicht mehr von langer Dauer sein wird. Zwar darf man die gegenrevolutionäre Bewegung nicht überschätzen, aber wenn spätestens im kommenden Frühling die Folgen der jetzt schon unzweifelhaften Mißernte eintreten werden, dann werden die Lenin und Trotzki hinweggefegt werden, daß man ihre Spur nicht mehr kennt...

Nun ist es zwar möglich, daß darauf zunächst eine vollkommene Anarchie folgen wird. Doch auch sie kann nicht lange dauern, und in absehbarer Zeit müssen die Ordnungselemente wieder ans Ruder gelangen. Da aber kommen nur zwei politische Gruppen in Betracht: einerseits die Demokraten, angefangen von den Kadetten, denen sich wahrscheinlich eine Reihe Links-Oktoberisten anschließen wird... , andererseits die Monarchisten...

Zieht man alles in Betracht, so kann es kaum zweifelhaft erscheinen, daß die Leitung der Geschichte Rußlands in absehbarer Zeit wieder in die Hände der Monarchisten übergehen muß.

Axel Freiherr von Freytagh-Loringhoven (in der „Deutschen Rundschau“, 1918)

Das Endergebnis dieser langjährigen, fast ausschließlich negativen Tätigkeit der russischen Intelligenz sehen wir heute vor uns. Die ausschweifendsten Romanphantasien

eines Bellamy, die kühnsten Zukunftsträume des alten Anarchisten Michael Bakunin werden heute in Rußland verwirklicht. Die politischen und sozialen Grundlagen des russischen Staates sind völlig zerstört, die ganze kapitalistische Wirtschaftsordnung gestürzt, die Banken mit Beschlag belegt, die Privatvermögen konfisziert, der Grundbesitz in Stadt und Land ohne Entschädigung enteignet und damit Landwirtschaft, Handel und Industrie vernichtet. Das Proletariat ist mit Waffen versehen worden, der übrige Teil der Bevölkerung entwaffnet, womit ihm die Existenzberechtigung abgesprochen wird. Es sind jetzt keinerlei Grundlagen mehr vorhanden, auf die sich eine Gegenorganisation stützen könnte.

Wer trägt nun die Schuld an diesen Zuständen, die die Grundfesten ganz Europas zu erschüttern drohen? Die zügellosen, jeder hemmenden Fessel entledigten Horden von unwissenden Analphabeten, die plündernd, raubend und mordend das Land durchziehen, oder die russische Intelligenz, die jahrzehntelang dieses Proletariat umschmeichelt und verhätschelt, die schwärzesten Untaten der Terroristen stets begünstigt, wenn nicht verherrlicht hat? Es sind dieselben kapitalistisch-liberalen Kreise, die noch 1906 in der ersten Duma mit den Sozialdemokraten der *entschädigungslosen* Enteignung zustimmten, die jetzt am lautesten jammern und die Hände ringen! Und trotzdem sind sie anscheinend sich nicht dessen bewußt, daß sie selbst in erster Linie für diesen furchtbaren Zusammenbruch, der Rußland dem Abgrund zutreibt, die moralische Verantwortung tragen . . .

Ex oriente lux – aus Asien ist mehr als ein Lichtstrahl nach Europa gedrungen, aus Rußland noch keiner! Schon 1905 flatterten die schwarzen Banner der Anarchisten in vielen Gegenden Rußlands, freilich nur für kurze Zeit. Aber die aus der Rasse, dem Naturell, den historischen und kulturellen Schicksalen hervorgehenden Wurzeln der Anarchie sind dort so tiefgehend und weitverzweigt, daß wir in Zukunft immer wieder darauf gefaßt sein müssen, daß der Pesthauch dieser alles zerstörenden Macht dort emporsteigt und zu uns herüberdringt. Die auf völlig anderem Kulturboden stehenden westlichen Fremdvölker Rußlands, die nicht in den Abgrund der Anarchie mit hinein-gerissen werden wollen, zu retten, wird aber für die Mittelmächte nicht allein zu einer Forderung der politischen Moral, sondern zu einem einfachen Gebot der Selbsterhaltung.

(„Deutsche Rundschau“, 1918)

Unter den Helden und Abenteurern, die die Projektionsfläche in so verschwenderischen Mengen vorführt, darf natürlich auch Lenin nicht fehlen. Ein englischer Film, der den Titel „Das Land des Geheimnisses“ führt, macht ihn unter dem durchsichtigen Pseudonym Lenow zum Mittelpunkt einer ebenso grausigen wie rührenden Geschichte. Der Film zeigt Lenin zunächst als jungen Mann, dessen Braut, ein Landmädchen, von einem Großfürsten verführt und zur Tänzerin ausgebildet wird. Daraufhin beschließt Lenin, die bisherige Gesellschaftsordnung zu vernichten und erfindet den Bolschewismus.

(„Berliner Börsenkurier“ vom 12. Juli 1920)

EINE UNGLAUBLICHE GESCHICHTE

In Sowjetrußland lebte einmal ein Bürger, der sich von vielen seinesgleichen auch darin nicht unterschied, daß er unentwegt an den Sturz der Bolschewiki glaubte und unbeirrt auf die Rückkehr der guten alten Zeit hoffte. So ertrug er alles Ungemach, das die Kommunisten über seine Klasse verhängten, mit viel Gleichmut und trachtete nur, sich den Verhältnissen irgendwie anzupassen. Er flüchtete nicht, er ließ es über sich ergehen, daß die Bolschewiki ihm seine Güter und seine Fabriken wegnahmen, sein Bankkonto sperrten, die guten Restaurants schlossen. Als er kein Automobil mehr hatte, lernte er, weite Strecken zu Fuß zu gehen, er gewöhnte sich, ohne Dienstboten auszukommen, er heizte selber die Öfen und hackte Holz, wenn er welches hatte, – ja er fand sogar, daß seine Gicht verschwunden sei, seitdem er zwanzig Kilo abgenommen hatte. Als man in seine Villa Arbeiter hineinsetzte, nahm er auch das ruhig hin: er schränkte sich ein, nannte die Proleten „Towaritsch“, Genosse, er befolgte die Verordnungen der Sowjetregierung und lebte in der Proletarierrepublik ungeschoren, fast wie einstmals zur Zeit des Zaren.

Aber unser Iwan Petrowitsch darbt nicht. Trotz aller Requisitionen und Haussuchungen wußte er immer noch sich einzurichten. Das gute Essen ging auf seinem Tische nicht aus. Er wußte es auch so einzurichten, daß Millionen Rubelchen über die Grenze nach London, Berlin und Paris wanderten und sich in Pfund Sterling, Francs und Mark à conto Iwan Petrowitsch verwandelten.

Aber auf die Dauer begann sich unser Held unglücklich zu fühlen. Als ein Jahr verging, zwei und drei Jahre, und die Bolschewiki immer noch im Kreml saßen, da bemächtigte sich seiner immer mehr die Sehnsucht, aus diesem Lande herauszukommen, wo ein Bürger von steter Angst vor der „Außerordentlichen Kommission“ (der Tscheka) geplagt wird und die fetten Stücke sozusagen nur im verborgenen genießen darf.

Schließlich wurde seine Sehnsucht nach dem kapitalistischen Paradiese so groß, daß sie in die Tat umgesetzt werden mußte. Iwan Petrowitsch unternahm die nötigen Schritte, knüpfte Verbindungen an und hatte bald den Paß zur Ausreise nach dem Auslande: in die Freiheit!

In den ersten Tagen nach seiner Ankunft in die neue Stadt war er wie berauscht. Wie in einem Märchen fühlte er sich im Hotel: er drückte auf einen Knopf, und ein Sklave erschien und brachte alles, was er wünschte: Speisen, Getränke . . . Auch in den Läden bekam man alles: die herrlichsten

Schuhe, seidene Unterwäsche, Havannazigarren; man brauchte nur, wie Aladin an seiner Lampe rief, nach dem Geldbeutel zu greifen. Iwan Petrowitsch zahlte und genoß das Leben. Er besuchte Theater und Konzerte, raste im Auto herum, schwelgte in Zungengüssen und hatte bald wieder zehn Kilo an Gewicht zugenommen.

So lebte ein Bürger, der dem bolschewistischen Regime entronnen war, vergnügt und üppig in Westeuropa, – an sich also eine ganz gewöhnliche Geschichte. Aber hier beginnt das Merkwürdige unserer Geschichte.

Merkwürdig war, daß Iwan Petrowitsch plötzlich sich unbehaglich fühlte. Er war frei, er hatte alles, was er brauchte, er war wieder im Besitz seines Geldes, die „Diktatur des Proletariats“ mit dem ganzen Zauber lag weit hinter ihm, – und doch befriedigte ihn auch seine Umgebung noch nicht. Er fand auf einmal soviel Überflüssiges dabei. Wozu brauchte er zehn Mäntel, wenn er drüben mit einem einzigen ausgekommen war? Wozu die vielen Zimmer, die vielen Sachen? Das ewige Umkleiden, die nichtssagenden Gespräche, die Besuche, all die Zeremonien... Iwan Petrowitsch fühlte sich auf einmal eingespannt in eine Riesenmaschine, deren Räder ihn erfaßten, und deren Drehungen er mitmachen mußte. Er ertappte sich plötzlich dabei, daß er aus seiner vornehmen Wohnung in die Arbeiterviertel ging. Die gepflegten, gutgenährten und müßigen Gestalten in seiner Umgebung bedrückten ihn, er fühlte sich fast wohler unter den rauen Arbeitergestalten, die gegen Abend sich am Eingang zu einem Kino drängten, in eine Versammlung strömten oder in den Straßen schlenderten. Er begann sich alle möglichen Fragen zu stellen, die ihm drüben in Rußland als „bolschewistisch“ verhaßt waren: Warum sind die Arbeiterkinder so abgezehrt, während die Kinder der Reichen pausbäckig sind? Muß es so sein? Ist es denn nicht entsetzlich ungerecht, daß die einen sich mästen und die anderen darben?

Die Vergnügungen erfreuten ihn auch nicht mehr. Er besuchte ein Theater, wo mit Hilfe von 1000 Statisten und mit viel Aufwand ein Arbeiterstreik dargestellt wurde. Die Herren in den Logen klatschten Beifall, aber unser Held mußte sich fragen: würden sie ebenso Beifall klatschen, wenn in ihren Fabriken die Arbeiter streiken wollten? In einem Kabarett trat eine ältere Frau auf und sang: „Ich bin eine Dirne...“ Wozu das? fragte sich unser Held. Wozu all diese Soireen, Matineen, Fünfuhrtees, für wen, zu welchem höheren Ziel? Schauspieler und Publikum kamen ihm wie Drahtpuppen vor. Was weiß das Volk von all diesem Kram, für den es arbeitet? Ist diese Kunst irgendwie eine Notwendigkeit?

Iwan Petrowitsch sträubte sich zuerst gegen alle diese Fragen, er hielt sich immer wieder alle Unbequemlichkeiten und Entbehrungen vor, denen er, ein einfacher Bürger, durch die Regierung des arbeitenden Volkes drüben

unterworfen war. Aber die Gedanken und Vergleiche kamen immer wieder. Wieviel interessanter und sinnvoller erschien ihm das Leben drüben! Dort gab es Kampf, Opfer, ein Aufwärtstreben; die Menschen zimmerten dort an neuen Lebensformen, strauchelten, fehlten, tappten im Dunkeln, aber sie hatten ein Ideal, sie wollten Leben, Arbeit, Freude und Glück für alle, – und hier? Ungerechtigkeit, Ausbeutung, Versklavung zum starren System erhoben, verknöchert, durch überlebte Gesetze geheiligt . . .

Nachdem diese und ähnliche Gedanken im Kopfe unseres Helden einmal Platz ergriffen hatten, konnte er sie nicht mehr los werden. Ja, es wurde immer schlimmer damit. Es kam so weit, daß eines Morgens Iwan Petrowitsch aufwachte und den deutlichen Wunsch verspürte, zurück nach Rußland zu gehen, zurück in die „bolschewistische Hölle“, Holz hacken, arbeiten, ja womöglich hungern, frieren, aber nur zurück, aus diesem Narrenhaus, aus dem wohlgeordneten Unsinn, dem gähnenden Abgrund . . .

Iwan Petrowitsch richtete sich im Bette auf und . . . begann zu weinen; wie vom Blitz beleuchtet sah er plötzlich mit unheimlicher Deutlichkeit, daß das alte Leben, auf das er solange gehofft und geharrt hatte, nie wieder zurückkehren wird. Nie mehr wird die Welt wieder so werden, wie sie einmal war, selbst wenn alle Bolschewiki und ihre ganze Ordnung zugrunde gehen sollte. Er selbst, ein russischer Bürger, Iwan Petrowitsch (der eben-
sogut Herr Krause oder Monsieur Duval heißen könnte), ist ein anderer geworden. Das Gift seiner Zeit hat selbst ihn nicht unberührt gelassen.

(1920)

Hermynia zur Mühlen

BEKENNTNIS EINES EHRlichen BOURGEOIS

Es wird mir gesagt, der Weltuntergang nahe – die rohe Masse, zur Macht gelangt, werde alles in mühseliger Kulturarbeit Geschaffene zertreten, wir, die Stützen, die Grundfesten der Gesellschaft würden gestürzt, vernichtet, hingemetzelt werden. Daher gelte es, sich zusammenzuschließen wider den roten Terror.

Ich bin in mich gegangen wie ein Mensch in seiner Todesstunde, da er vor dem Spruch des ewigen Richters zittert und habe mein Gewissen erforscht. Nun will ich meine Beichte ablegen, die Beichte meiner ganzen Klasse, deren Sünden zum Himmel schreien.

Ja, wir haben sie begangen, alle Stunden, alle Tage, alle Jahre die einzig unverzeihliche Sünde, die Sünde wider den Heiligen Geist, für die es keine Vergebung gibt – wir haben der erkannten Wahrheit widerstrebt.

Denn wir haben gewußt, was wir taten!

Wir haben an sternenhellen Sommerabenden im duftenden Park, am kühlen Meeresstrand, im schneeschimmernden Hochgebirge gewußt, daß in stinkenden, luftlosen Straßen, in schmutzigen, verwanzten Zimmern Menschen keuchen, schwitzen, mit arbeiterschöpften, nach Luft gierenden Leibern.

Wir haben im Winter, in Pelze gehüllt, gewußt, daß dünngekleidete Kinder frierend durch die Straßen laufen, wir haben im warmen, behaglichen Zimmer um die eisigen Kellerwohnungen gewußt, in denen Kranke liegen.

Wir haben, vor köstlichen Speisen sitzend, gewußt, daß Menschen, daß Kinder hungern, nach trockenem Brot schreien, und haben gekaut und geschlungen und seltene Weine getrunken.

Wir haben, die Freuden des Geistes genießend, um die Sehnsucht der Menschen gewußt, deren Geist brach liegen muß, deren schönheitsdurstige Augen bloß schmutzige Hinterhöfe und kahle Fabrikräume erblicken.

Wir haben, geborgen im Hinterland, gewußt, daß andere für unsere Interessen krepieren und zu Krüppeln werden.

Wir haben um das Elend und die Not gewußt, die unsere Füße umbrandeten, und haben den Kopf abgewandt, haben mit grausamen, wissenden Händen die Menschen in die schwarze Flut der Knechtschaft gestoßen.

Wir haben gewußt, was wir taten!

Verstockte Sünder, wollten wir auch heute noch die Wahrheit morden, die unser Todesurteil spricht!

Ich aber schreie hinaus in alle Welt, wir haben gewußt, was wir taten, wir wissen es! Können wir von den Menschen Gnade für eine Sünde erwarten, für die Gott selbst kein Erbarmen kennt?

(1920)

Heinrich Vogeler

SCHAFFENDE KRÄFTE

Zehn Jahre Sowjetunion! Wenn man die Grenzen der kapitalistischen Länder überschreitet und das einzige Land des sozialistischen Aufbaues aufsucht, wird man immer wieder und immer stärker gepackt von der bis in die größten Tiefen des Lebens dringenden Bewegung schaffender Kräfte.

Wild und kraus strömen sie heran aus Fabriken, Dörfern, Steppen und Wüsten. – Breit wurden sie gefaßt in Gewerkschaften und Genossenschaften.

Umgestaltet, erfüllt und zu weitestgehender Aktivität steigert sie der Arbeiterklub der Fabriken, der Dörfer und Städte. – Richtunggebend ordnet und diszipliniert sie die Partei der Bolschewisten.

So werden die Kräfte des Proletariats geweckt und geschult in Sowjetrußland und fließen zurück, um die fernsten Teilstücke der Gesellschaft zu durchdringen. Die Kräfte dieser neuen Menschen sind die motorischen Kräfte, die die materiellen Werte erfassen, um die Lebensbedingungen der Masse zum Leben und dem sozialistischen Aufbau entgegenzuführen.

Ich sah die Arbeiter in den Fabriken, die proletarischen Studenten in den Universitäten, machte meine Erfahrungen in den einsamen Blockhäusern der Eisenbahnarbeiter und der Bauern in den nordischen Urwäldern oder bei den Fischern und Seehundsjägern des Polarmeeres. Alle bindet ein einheitliches Band, das gemeinsame Schaffen an einem ungeheuren Werk, das die Welt befreien wird von Profitgier und Sklaverei. Ich saß in den roten Teestuben der Turkmenen, sah die Klubs der entschleierten bewußten Frau des Ostens, hörte von den mächtigen Ruinen Samarkands den Lautsprecher über den weiten Platz schallen, der den auf Kamelen, Eseln und Pferden hockenden Bauern die Kunde über die Arbeit der Bewässerungstechniker brachte und über die Aufgaben der großen Baumwolländereien Usbekistans im Rahmen der sozialistischen Planwirtschaft der Union.

Überall wird gerungen um die schaffende Kraft jedes einzelnen Menschen, jedes Volkes zur Teilnahme am Aufbau neuer Lebensverhältnisse für die Masse der Werktätigen. Deshalb sind heute die Proletarier aller Länder bewegt von dem Gedanken: Nur an der Seite Sowjetrußlands muß jeder Werktätige den Kampf führen zur Niederringung des internationalen Kapitalismus, zur Befreiung von der Lohnsklaverei, zum Aufbau einer planmäßigen, sozialistischen Weltwirtschaft!

(1927)

Armin T. Wegener

EIN GRUSS AN DAS NEUE RUSSLAND

Rußland ist der Vater meiner Seele gewesen und Frankreich die Mutter. Zwischen ihren Lenden kam sie in Deutschland zur Welt. Die ersten und tiefsten Eindrücke der Literatur empfang ich als Knabe durch die russische Dichtung. Dem Vorbild seiner Meister folgte ich bei meinem ersten Schritt in die Welt, und die Schicksale und Lehren seiner politischen Gefangenen und Märtyrer, Krapotkin, Vera Figner und Sophia Perowski leuchteten als brennende Fackeln durch viele Jahre meiner Jugend.

Wenn ich dennoch auf meinen Fahrten durch viele Reiche der Welt bis heute gerade dieses Land nicht betrat, so geschah es vielleicht nur deshalb, weil meine Sehnsucht nach ihm zu tief in mir war. So meidet der Liebende die Nähe dessen, das er am meisten begehrt.

Aber von jedem Lande gibt es ein sichtbares und ein unsichtbares Reich. Dieses uns sichtbare ist seine höhere Idee, die geistige Zusammenfassung, in der sich seine tiefsten Kräfte, Hoffnungen und Taten wie in einem kristallinen Spiegel sammeln. So gibt es auch ein sichtbares und ein unsichtbares Rußland; und wenn ich auch niemals seine wirklichen Grenzen berührte, dieses unsichtbare Rußland habe ich gesehen, so wie man im Traum einen Menschen erblickt.

Seit jenem Augenblick, da das erste Wetterleuchten der großen russischen Revolution zu uns herüberdrang, von jenem ersten Funkspruch an, den es in die Welt sandte, hat mich das Gefühl nicht verlassen, daß hier ein Ereignis geschah, wie wir ihm in der Geschichte von tausend Jahren nur einmal begegnen.

Und die Entwicklung dieser *zehn Jahre* hat mir recht gegeben. Es ist ein tiefes Wehen, das mit jedem Tage stärker zu uns herüberkommt. Denn alles Neue, alles Starke und Zukunftsfrohe, was uns im Theater, im Film, in der Literatur, in der Malerei, ja auf fast jedem Gebiete des menschlichen Lebens in der Finsternis dieser Zeit nach dem Kriege berührt hat, ist von dorthier gekommen; und ich wüßte nicht, woran wir glauben sollten, wenn nicht an diese Verkündigung einer neuen seelischen Geburt. Während der Westen seinen Verrat am Geiste vollendet und immer hoffnungsloser in Genußsucht, Wohlbehagen und dem Wettstreit aller fleischlichen Triebe versinkt, scheint der vorwärtsweisende Geist des neuen Rußlands erst in der Entfaltung begriffen.

Es ist ein Land, das nach zehn Jahren von Schmerz, Blut und Kampf und unvergleichlicher Kühnheit gegen eine Welt von Feinden sein heroisches Haupt in unverminderter Stärke erhebt. Immer wieder hat man uns gewarnt und von seinem Unheil zu überzeugen gesucht; aber allen Zweifeln zum Trotz ist dieses Bild in unserer Seele geblieben. Denn was hier in Rußland vor sich geht, ist nicht ein politisches Ereignis oder das bedeutungsvolle Schicksal eines einzelnen Staates, sondern eine Völkerbewegung.

Heute ist Rußland schon für viele Millionen der Erde, selbst wenn sie an andere Erdteile und Anschauungen gebunden, vielleicht nicht einmal seine staatliche Überzeugung teilen, wieder das Licht im Osten geworden, nach dem sie hoffend und erwartungsvoll ihre Blicke wenden.

Mag mein Glaube ein Irrglaube sein; aber er ist da wie etwas, von dem man nicht weiß, wie es zu uns gekommen ist, das in uns wächst, von einer geheimnisvollen Quelle genährt, und das irgendwo doch seine wirkliche

und wesenhafte Herkunft hat. Noch kenne ich dieses Land nicht, aber ich fühle sein tiefes Wehen, unter dem mein Herz sich öffnet wie die Erdscholle unter dem befruchtenden Frühlingswind, der aus einem fernen, ihr unsichtbaren Himmelsstrich kommt, und dem sie doch einmal das reifende Glück ihres Blühens verdanken soll.

(1927)

Karl Grünberg

MIT „ONKEL MISCHA IWANOWITSCH“ PRIVAT

Ort der Handlung – wenn überhaupt in diesem Zusammenhang von einer „Handlung“ zu reden ist – war das herrliche „Sanatorium Bergsonne“ zu Sotschi-Mazesta an der subtropischen Kaukasusküste. Dort weilte ich mit einer Anzahl deutscher Genossen und Genossinnen einige Wochen zur Kur; Zeit: September 1929. Bei einem Besuch des berühmten Botanischen Gartens traf ich eines Tages die mir schon von Moskau her bekannte Schriftstellerin Kussowa. Dabei erfuhr ich, daß auch Staatspräsident M. I. Kalinin irgendwo in der Stadt Wohnung genommen habe. „Kann man ihn nicht mal sehen?“ fragte ich arglos.

Frau Kussowa sah mich streng an. „Was heißt hier sehen, Genosse? An Genossen Kalinin ist nichts Besonderes zu sehen. Er ist ein ganz einfacher Mensch, zu dem in Moskau jeder kommen kann, der will. Eben darum ist er bei uns so sehr beliebt, vor allem bei den Bauern, stammt er doch selber aus einer Bauernfamilie. Aber ich werde ihm sagen, daß deutsche Arbeiter in Mazesta weilen, vielleicht besucht er sie dann einmal.“

Ich wußte bereits aus Erfahrung, daß sich die Russen manchmal mit ihren Gästen ganz nette Späße erlauben; dies hier schien mir ein solcher zu sein. Schließlich hatte ein Mann in solcher Stellung Wichtigeres zu tun, als ausgerechnet einer ausländischen Krankendelegation einen Besuch abzustatten. Aber Boris Schmidt, der Emaillekocher aus Kiew, war anderer Meinung. Nicht nur, daß man bei Kalinin in Moskau ohne besondere Zeremonien jederzeit Zutritt erhält, er liebt es auch, ohne jede Begleitung in Betrieben und Dorfsowjets aufzutauchen, um dem Sowjetalltag den Puls zu fühlen. Warum sollte er nicht auch mal unser Sanatorium besuchen?

Und so kam es wirklich. Es war an einem der folgenden Tage gegen Ende der sogenannten „stillen Stunde“, die ich immer auf dem Dachgarten des Sanatoriums im Liegestuhl ausgestreckt verbrachte, wunschlos, bei 40 Grad im Schatten, auf das unwahrscheinlich blaue Meer hinausträumend. Plötzlich stand Irma, unsere junge Stationsärztin neben meinem Liegestuhl.

„Man verlangt nach Ihnen, Genosse, Frau Kussowa und Genosse Kalinin sind zu Besuch gekommen!“

So schnell bin ich wohl noch nie die fünf Stockwerke hinuntergerannt. Schon von weitem erblickte ich auf dem oberen Podest der zum Strand hinunterführenden Treppe inmitten einer vergnügten Gruppe den gelben Seidenschal der Kussowa. „Ist Genosse Kalinin wirklich mitgekommen?“ war meine erste Frage.

Die Schriftstellerin lachte hell auf. „Sie haben ihn ja beinahe umgerannt!“ Und dann stellte sie mich vor. Kalinin war ein kaum mittelgroßer Mann Mitte der Fünfziger von schwächtiger Gestalt, aber von äußerst beweglichem Temperament. Der schneeweiße kurzgeschnittene Spitzbart paßte ausgezeichnet in das feingeschnittene, jetzt von der Sonne rotgebrannte Gelehrtengezicht. In diesem Gesicht standen ein Paar helle kluge Augen, die hinter den Brillengläsern oftmals recht schalkhaft aufblitzten. Er trug dieselbe rohleinene Rubaschka (Bauernhemd) wie viele der Umstehenden und auf dem sehr dichten grauen Haar eine Schirmmütze von demselben Stoff. Auch der „Orden der Roten Fahne“ hob ihn nicht sonderlich hervor, leuchtete doch dieser auch von der Bluse der Bäuerin Marusja, die ihm soeben von gewissen Schwierigkeiten ihres ukrainischen Kollektivdorfes berichtet hatte. Kalinins ganze Suite bestand aus der Kussowa als Dolmetscherin; zur Fahrt hier heraus . . . hatte er die Kleinbahn benutzt. Nein, so gänzlich unzeremoniell hatte ich mir den Präsidenten der großen Sowjetunion nun doch nicht vorgestellt.

Aber mir blieb keine Zeit, darüber nachzudenken, denn Kalinin stellte sofort Fragen. Welche Berufe unter meinen deutschen Gefährten hier vertreten seien? – Wie es uns gefällt? – Wie es jetzt in Deutschland aussieht? – Er selbst habe leider keine Zeit gehabt, die Sprache von Marx und Goethe zu erlernen, aber die „Brennende Ruhr“ habe er erst kürzlich in der Übersetzung mit großem Interesse gelesen. – Ob ich schon von dem großen Fünfjahrplan wisse und von der Rolle, die darin der Bauer spiele? – So sprang er von einem Thema zum anderen.

Diesem liebenswürdigen Examen, mit Hilfe der Kussowa geführt, macht die massive Buresskaja ein Ende, die mit ihrer tiefen Bierbaßstimme die Treppe heruntergepoltert kommt. Sie schimpft wie ein Fuhrknecht, weil niemand sie geweckt habe, wenn ihr „Söhnchen Mischka“ zu Besuch kommt. Sie muß doch auf ihn achtgeben, das war schon damals in der Katorga so. Fast kriege ich es mit der Angst zu tun, als diese derbknochige Frau mit dem männlichen Bauerngesicht den zarten Mann in ihre mächtigen Arme nimmt und nach russischer Sitte auf beide Wangen küßt, setzt sie doch dabei eine bärbeißige Miene auf, als wolle sie ihn zerdrücken. Kalinin erwidert diese Begrüßung ebenso, seine Augen funkeln vor schalkhaftem Vergnügen.

Zwischen diesen äußerlich so verschiedenen Menschen entsteht nun ein unbeschreiblich komischer Dialog in scherzhaftschimpfendem Ton; den Umstehenden rollen die Lachtränen über die Wangen. Ich bedaure, so wenig russisch zu verstehen, denn mir entgehen die Pointen dieser lustigen Auseinandersetzung. Überflüssig die Erklärungen der Kussowa, daß sich hinter Tante Buresskajas bärbeißigem Ton die mütterliche Güte einer alten Revolutionärin verbirgt, die zehn Jahre ihres Lebens in sibirischer Verbannung verbringen mußte.

Inzwischen ist die „stille Stunde“ vorüber und von allen Seiten strömen die Bewohner der „Bergsonne“ herbei. Jeder will den verehrten Gast sehen und ihm die Hand drücken. Andrej Gregorowitsch, der alte Bauernpartisan aus Poltwa, der im vorigen Jahr bei Michael Iwanowitsch vorgesprochen hatte, muß ihm jetzt berichten, wie sie mit ihrer neugegründeten Kollektive vorangekommen sind. Kalinin interessiert sich besonders für die deutschen Genossen. Jeder ist glücklich und stolz zugleich, mit ihm ein paar Worte wechseln zu dürfen. Irgendwer hat einen Fotografen herbeigeholt, und wir lassen uns auf der Treppe zwanglos mit Kalinin fotografieren. Dann müssen wir unseren Gästen das Sanatorium zeigen und essen mit ihnen gemeinsam zu Abend.

Nach dem Abendessen beginnen die Russen und Ukrainer zu singen: die schwermütig-klangvollen Lieder von den Strömen und Steppen ihres gewaltigen Landes. Und dazwischen die mitreißenden Kampfgesänge des Bürgerkrieges. Auch wir Deutschen sollen singen, unsere Lieder vom „Roten Wedding“ und andere. Immer höher steigt die Stimmung. Kräftige Hände rücken Tische und Stühle an die Wand... schon fegen die ersten Einzeltänzer herausfordernd durch den Saal. Die Burlewskaja nimmt die Herausforderung an, mit ihrem ingrimmig-harten Gesicht, das im urkomischen Kontrast zu ihren schalkhaften Augen steht, stampft sie in die Runde, daß der Fußboden zittert. Das taktmäßige Händeklatschen steigert sich zum rasenden Fortissimo, als auch Kalinin als ihr Partner einige Runden einlegt.

Viel zu früh kam der Abschied, und wir ließen es uns natürlich nicht nehmen, unsern teuren Gast die 230 Treppenstufen hinunter zum Bahnhof zu bringen. „Bei uns in Deutschland“ – sagte Lotte, die kleine herzkrankte Schwester aus dem Krankenhaus Moabit zu mir später – „wird man uns das heutige Erlebnis gar nicht glauben. Das war gar nicht so, als ob das wirklich der berühmte Kalinin war, das war gerade, als ob ein lieber guter Onkel zu Besuch kam.“

Ja, so nennen sie ihn auch, die Arbeiter und Bauern des großen Sowjetlandes: „Onkel Mischa Iwanowitsch.“

EIN AUFRUF

November 1932

Erinnern Sie sich?

November 1917!

Erinnern Sie sich!

Quer durch Europa ziehen sich die Schützengräben. Die Werktätigen aller Nationen, mit tausend Lügen gegen den jeweiligen Erbfeind gehetzt, hungern und bluten. Die Großkapitalisten verdienen wie noch nie.

Inmitten dieser Welt voller Trommelfeuer und Kriegsgewinnler stehen die russischen Arbeiter und Bauern auf. Sie wollen ein Ende mit diesem Wahnsinn des imperialistischen Wütens. Deswegen nehmen sie selbst die Macht in die Hände.

Deswegen vertreiben sie die Fürsten, Barone und Großverdiener, die sich vorher auf Kosten des werktätigen Volkes bereichert haben und errichten die *Arbeiter-und-Bauern-Republik*.

Die gestürzten Machthaber verbünden sich mit denen der kapitalistischen Welt. Sie schicken schwerbewaffnete und gutgenährte Mietlinge gegen Moskau. An hundert Fronten tobt ein grausamer Klassenkrieg. Ungleich ist der Kampf: Ausgehungert, oft nur mit Lumpen bedeckt, kaum bewaffnet, muß sich die Rote Garde gegen den technisch weit überlegenen Feind schlagen. Und trotzdem ist die Hoffnung der Gegenrevolution vergebens: Die Revolution siegt!!!

Seitdem sind 15 Jahre vergangen. Wieder sind die Augen auf die Sowjetunion gerichtet, in der der sozialistische Aufbau triumphiert. Die Werktätigen sehen hin mit Bewunderung und dem Willen, daraus für ihre Befreiung zu lernen. Die Kapitalisten und ihre Knechte sehen hin mit Haß und dem Willen, diesem Aufbau baldmöglichst ein blutiges Ende zu setzen. Vor uns Intellektuellen steht die Frage, mit wem wir marschieren sollen. Am 6. November sollen wir zeigen, mit wem und gegen wen wir kämpfen werden.

Wir haben uns entschieden: Wir wählen Kommunisten.

Und Sie?

Und Sie?

*Klub der Geistesarbeiter
Berlin W 8, Wilhelmstraße 48, III*

DIE VERWANDLUNG DES SPEZIALISTEN
EDUARD SCHMIDT

1932 *Als er mit seiner Frau in Berlin auf dem Bahnhof stand,
Sagte sie weinend: „Versprich es mir in die Hand:
Sollte es dir drüben nicht besser gehn,
Dann komm zurück! Wir werden schon weiter sehn.“*

*Er sagte: „Mutter, ich muß wieder Arbeit haben!
Hier geb ich als Qualifizierter stempeln.
Ist doch egal, wo sie einen begraben.
Vielleicht kann ich drüben wieder die Ärmel aufkrepeln.“
Sie heulte. „Aber vergiß mich nicht, Mann!
Und sieh zu, daß ich bald nachkommen kann!“*

*In Moskau hatte er zwei Stunden Aufenthalt.
Es war November und nebelkalt.
Sein Herz war klamm. Er fühlte sich sehr allein.
Da war einer neben ihm stehengeblieben;
Der sagte: „Genosse, kann ich Ihnen behilflich sein?
Kasaner Bahnhof? Wir gehen zu den Taxen da drüben.“
Er brachte ihn hin. „Genosse, steigen Sie ein!“
Da brannte in seinem Herzen ein kleines Licht.
„Der sagt Genosse zu mir und kennt mich doch nicht.“*

*Am nächsten Abend, es dunkelte schon,
Hielt der Zug auf einer kleinen Station.
Vor Nebel sah man kein Licht und kein Haus.
„Kubinsk!“ rief der Schaffner und zeigte hinaus.
„Kubinsk?“ rief Schmidt, griff sein Gepäck
Und sprang in der Dunkelheit in den Dreck.
„Genosse Schmidt!“ rief jemand. Schmidt sagte: „Ja.“
Es kam ihn einer begrüßen. „Der Wagen ist da.“*

*Sie stiegen auf einen Kastenwagen.
Der rappelte los. Die Räder schmatzten im Schlamm.
Der Fremde stellte an Schmidt lauter freundliche Fragen.
Aber dem war das Herz jetzt doppelt klamm.*

*Der Fremde fragte: „Bist müde, Genosse Schmidt?
Aber gut, daß du da bist. Die neuen Werkzeugmaschinen,
Die kann bei uns nämlich keiner bedienen.
Und du bringst doch große Erfahrung mit.“
Eduard Schmidt fragte: „Ist meine Wohnung schön?“
Der andere sagte: „Gleich wirst du sie sehn.“*

*Der Wagen hielt zwischen dunklen Baracken.
Der Fremde sagte: „Hier sind wir zu Haus.“
Eduard Schmidt saß ein kaltes Gefühl im Nacken.
Das Zimmer sah kahl und unwohnlich aus.
„Also, Genosse Schmidt, nun richte dich häuslich ein!
Gute Nacht!“ sagte der Fremde. Und ließ ihn allein.
Eduard Schmidt saß betrübten Gesichts
Auf dem eisernen Bett.
Es gab nur Tisch, Stuhl und Bücherbrett,
Sonst nichts.
Schwarz stand die Nacht in den kahlen Scheiben.
Er lachte bitter. „Ach, ist das hier nett!
Hier werde ich wohl nicht lange bleiben.“*

*Am nächsten Morgen – er machte sich gerade fein –
Trat ein Mann in Arbeitskleidung zu ihm herein.
Der sagte auf deutsch: „Nun, Genosse, wie geht's?
Sie sind doch der Werkzeugmaschinen-Spez!“
„Sehr angenehm, Kollege“, sagte Eduard Schmidt,
„Aber hier mach ich nicht lange mit.
So ein Zimmer kann man einem Stallknecht anweisen.
Ich hätte Lust, gleich wieder abzureisen.“*

*Der andre wurde rot. „Es ist das beste Haus.
Genosse, meins sieht auch nicht besser aus.“
„Kein Maßstab für mich“, sagte Schmidt, „ich glaub's Ihnen
ohne weiters;
Aber ich steh doch hier im Rang eines Vorarbeiters.“
„Nu“, lächelte der andre und schlug ihn aufs Knie,
Wir werden's schon hübsch machen. Kommen Sie!
Wir wollen uns jetzt den Betrieb ansehen.“
„Das geht jetzt nicht“, sagte Eduard Schmidt,
„Ich muß mich erst beim Direktor vorstellen gebn.“
„Entschuldigen Sie!“ sagte der andre verlegen,*

*„Ich kam ja selber zu Ihnen deswegen.
Ich dachte, da nehm ich Sie gleich mit.
Ich bin der Direktor, Genosse Schmidt!“*

*Die beiden gingen durch alle Zechen.
Schmidt sah den Direktor mit den Arbeitern sprechen.
Er dachte: Was ist das hier für ein Regime?
Die haben ja gar keinen Respekt vor ihm!
Wenn sie mit dem so vertraulich verkehren,
Dann werden sie auf mich schon gar nicht hören.*

*Schmidt sagte: „Das ist ja noch überall
Wie ein unaufgeräumter Schweinestall.
Herr Direktor, wie die Sache hier steht –
Ich bin doch verantwortlich für die Maschinen –
Wer verschafft mir hier die nötige Autorität?“
Der Direktor sagte: „Genosse, das liegt bei Ihnen.“*

1933 *Eduard Schmidt kriegte seine Zeche in Schuß.
Aber zuweilen packte ihn ein Verdruß.
Einmal sagte er zu seinem Kollegen: „Was hat man vom Leben!
Man hat doch Lust, mal wieder einen zu heben.“
Der Mann war aus Riga, auch ein Spezialist.
Der grinste: „Na, Eduard, endlich genug von dem Mist?
Um neune komme ich zu dir. Paar Pullen Sprit
Und die nötigen Sakuski bring ich mit.“*

*An dem Tag war ein Brief von seiner Frau eingetroffen:
In Berlin war plötzlich alles wie übergeshnappt.
Sie schlugen die Arbeiter tot. Der Rigaer war schon besoffen
Und grinste bedeutungsvoll: „Na, die Sache klappt!“
Schmidt sah ihn verständnislos an: „Wie meinst du das?“
Der Rigaer schenkte ihm voll das Glas
Und sagte; die Augen böse verkniffen:
„Du hast wohl doch noch nicht recht begriffen!“
Er umarmte ihn. „Eduard, alter Knabe:
Noch eine Bitte, die ich an dich habe:
Hol deine Frau her! Du bist doch die Einsamkeit satt.
Daß sie auch was vom sozialistischen Aufbau hat!“*

Schmidt sagte: „Ich dachte, es wäre gescheiter,
Erst nächstes Jahr. Dann sind wir im Aufbau schon weiter.“
Der Rigaer fixierte ihn scharf. „Was heißt das – wir?
Ach so, du denkst, du bist dann noch hier!
Ja, eigentlich hast du recht, mein Lieber.
Aber du weißt nicht, was drüben passiert. Hol sie rüber!“

Ende August kam Frau Schmidt.
Sie brachte vier Kisten häuslichen Plunders mit.
Als sie das Zimmer sah, weinte sie auf wie besessen.
„Polackenwirtschaft! Das hab ich mir schon gedacht.
Zum Glück hab ich unsere Gardinen und Stores nicht vergessen.
Sonst wohnen wir hier wie auf dem Tablett!“
Sie räsonnierte die ganze Nacht.
Um sechs stand Eduard Schmidt aus dem Bett;
Er hatte noch kein Auge geschlossen.
Frau Schmidt knurrte: „Wo ist die Tür zum Klosett?“
Schmidt zeigte durchs Fenster. „Dort am Staket!“
Das ist gemeinsam für alle Genossen.“
Sie schrie: „Dabin werd ich niemals gehn!“
Schmidt griff seine Mütze und sagte: Auf Wiedersehn.

Eduard Schmidt hatte nun eine schwere Zeit.
Endlich war es ihm hier gelungen, Fuß zu fassen.
Nun wurde ihm alles wieder leid.
Hätte er nur die Frau nicht nachkommen lassen!

Nach einigen Tagen kam der Rigaer in die Wohnung
(Eduard Schmidt hatte grad seine Schicht).
Er sagte, mit etwas seltsamer Betonung:
„Nun, gefällt Ihnen der Sozialismus nicht?
Im Ernst, Frau Schmidt, was holt Sie Ihr Mann hier rüber!
Das geht doch in kurzer Zeit hier drunter und drüber.“
Als er gegangen war, dachte sie: Komischer Mann!
Was gehn denn schließlich den unsre Sorgen an.

„Genosse Schmidt“, sagte der junge Mann,
Ich hab mir an meiner Fräsbank was ausgedacht,
Wie man gleich fünf Nuten auf einmal macht.
Sehen Sie sich's doch mal an!“
„Nicht möglich, Genosse Dragunow“, lächelte Schmidt,
„Bin alter Fachmann.“ Doch ging er mit.

Dragunow rückte die Fräsbank ein.
Die Sache stimmte. Es ging.
Schmidt staunte. „Das kann doch nicht möglich sein.
Genosse, wie kamst du denn auf das Ding?
Junge, du bist erst zwanzig Jahre.
Und ich habe schon graue Haare.
Aber auf so was käme ich nicht.“
Der Junge strahlte übers ganze Gesicht.
„Vor einem Jahr erst kam ich vom Land.
Und heute studier ich schon Werkzeugmaschinenbau.“
Eduard Schmidt, der das noch nicht verstand,
Lächelte nachsichtig: „Kind, Theorien sind grau.
Siehst du, zum Beispiel, solche Sache wie die
Kommt aus der praktischen Erfahrung und nicht aus der Theorie.“

„Sie irren“, sagte der Junge stolz und gewichtig,
Das hab ich errechnet heut nacht. Die Rechnung war richtig.
Schmidt wand sich: „Theorie hat den Fuß nicht mehr auf der Erde.“
Dragunow sagte: „Ohne sie ist die Praxis nur blinde Kraft.
Und was fang ich an ohne Wissenschaft,
Wenn ich mal später Direktor werde?“

Als Schmidt an diesem Abend nach Hause kam,
Und seine Frau wieder ein saures Maul gezogen,
Da fühlte er etwas wie Zorn und Scham;
Er schlug auf den Tisch, daß die Tassen flogen.
Sie heulte ihn an, was das denn bedeute.
Aber er sagte kein Wort,
Nahm seine Mütze und ging wieder fort.
Er schämte sich vor sich selber heute.

Er lief nach der Stadt. Der Abend war schwül.
Er sprach mit sich selber. „Was bist du? Ein Tagelöhner!
Dein ganzes Dasein war ohne Ziel.
Was für ein Leben ist eigentlich schöner?
Drüben: Almosenempfänger mit Kragen und Hut.
Schikaniert von Polizei und Wohlfahrtsbehörde.
Oder hier, wo keiner mehr was für die Fettärsche tut?
Der Junge macht mir direkt wieder Mut:
„Wenn ich mal später Direktor werde.“
Schmidt ging in den Betriebsklub. Zum erstenmal.

*Es hing ein Plakat an der Türe zum Saal:
„Heut Vortrag mit Diskussion.
Thema: Faschismus und Sowjetunion!“*

*Schmidt setzte sich und hielt an das Ohr die Hand,
Weil er noch schlecht die russischen Worte verstand,
Der Redner las einen Bericht aus der deutschen Hölle.
Einer schrie: „Nieder mit dem Faschistenpack! Nieder!“
Das fuhr durch den Saal wie eine flammende Welle.
Schmidt hörte den Schmerzensschrei seiner deutschen Brüder,
Er sah, wie der Geldschränke stählerne Quadern
Arbeiterknochen zermalmen, gleich Tankgeschwadern.
Ihm war es, als wenn sie den Krieg schon herübertrügen,
Als wenn Granaten in seine Maschinen schlügen.
Und er verstand. Und begriff. Und faßte sich an die Stirn.
Denn es ging ihm plötzlich wie eine Haut vom Gehirn.
Zum erstenmal fühlte er: Unsere Sowjetunion!
Und er meldete sich zum Wort in der Diskussion.*

*Der Vorsitzende sagte: „Ein deutscher Genosse spricht!“
Jetzt stand er oben. Das Herz schlug ihn an die Rippen.
Der Saal stand auf. Schmidt wurde es heiß im Gesicht.
Das Russisch wollte ihm noch nicht leicht von den Lippen.
Stotternd begann er: „Genossen, ich bin gar kein Revolutionär,
Ich wollte nur Arbeit haben. Drum kam ich her.
Von Politik hab ich drüben nichts wissen mögen.
Ich war dumm. Ich habe auf euch herabgesehn.
Genossen, ich kann das ruhig gestehn.
Sozialismus? Vielleicht war ich sogar dagegen.
Internationale Brüderlichkeit in der Welt?
Ich hatte mir niemals darunter was vorgestellt.
Ihr habt mir die Binde von den Augen genommen!
Meine Arbeit hat heut ihren Sinn bekommen!“
Er rief: „Genossen, ein letztes Wort!“
Doch der Donner des Beifalls riß es ihm fort.*

*Nachdem Frau Schmidt sich ausgeweint hatte,
Ging sie noch einmal ins Magazin.
Sie brauchte Druckknöpfe, Stopfgarn und Schnupfenwatte.
Der Verkäufer zuckte die Achseln. Sie schimpfte auf ihn;
Das gäb es in jedem Dreckladen in Berlin.*

Da trat eine ältere Frau an sie heran.

*„Ich spreche Deutsch, Genossin. Was wollen Sie denn von dem
Sie können doch nicht Unmögliches verlangen! [Mann?*

Druckknöpfe brauchen wir grade so gut wie Sie.

Aber wir haben doch mit Nichts angefangen.

Wir bauen doch erst mal unsere Schwerindustrie.

Schließlich verlangen Sie noch parfümiertes Klosettpapier.

Ich glaube, Sie sind noch nicht lange hier?“

Sie gingen zusammen den Weg nach Haus.

Endlich hatte Frau Schmidt wen gefunden,

Der sie von ihrem versetzten Kummer entbunden.

Sie schüttete Herz und Seele aus.

Die andre hörte das eine Weile an.

Dann sagte sie: „Möchten Sie wieder nach Deutschland fahren?“

Frau Schmidt nickte: Eigentlich ja, wenn mein Mann . . .“

Die andre sah sie kopfschüttelnd an:

„Genossin, sind Sie sich noch nicht im klaren?“

Und plötzlich hatte sie losgelegt

Und Frau Schmidts Seelengerümpel auseinandergelegt,

Wie wenn der Hagel ins Blumenbeet schlägt.

Frau Schmidt hatte aufmerksam zugehört.

Sie sagte verlegen: „So hat mir das noch keiner erklärt.

*Kann ich bei Ihnen nicht Anschluß finden?“ Die andre gab ihr die
„Morgen mach ich Sie mit unserem Frauenaktiv bekannt.“ [Hand.*

Frau Schmidt ging ärgerlich und bedrückt nach Haus.

Sie dachte: Vielleicht muß man das erst richtig erfassen,

Dann sieht ja die Sache bestimmt ganz anders aus.

Eduard hat mich natürlich immer in Dummheit gelassen.

Und ich muß mich da so dumm betragen!

Wegen ein paar Druckknöpfen Krach zu schlagen!

Jetzt fühl ich mich direkt wie blamiert.

Warum hab ich mit den Leuten nicht früher schon diskutiert!

Eduard war zu Hause. Es war noch Licht.

Er saß am Tisch über kleinen Broschüren.

Sie sagte Guten Abend. Er grüßte nicht.

Sie seufzte: „Ach, so ein Leben zu führen!“

Er drehte sich um. „Was beschwerst du dich?

Willst du abfahren? Bitte! Doch ohne mich!“

Sie kroch ins Bett. „Mach aus das Licht!
Hast wohl was Interessantes zu lesen?“
Er brummte: „Ach, das verstehst du nicht.
Du liest bloß die Fusseln aus deinem Besen.“
Da ging sie hoch: „Ist doch unerhört!
Du Kleinbürger du, du Indifferenter!
Du bist ja politisch nicht aufgeklärt.
Die Russen sind ja viel intelligenter.
Vom Sozialismus hast du doch keinen Schimmer.
Das müssen mir erst andre erklären. Wie immer!“

Sie warf sich wieder ins Bett und blieb stumm.
Eduard Schmidt drehte sich nachdenklich um.
„Kleinbürger? Indifferenter? – Ach so!“
Dann war ihm etwa, als wäre er froh.
Und er liest wieder, ohne Langeweile,
Die Schläfen in die Hände gepreßt,
So schwer es für ihn sich auch lesen läßt,
Bis zur letzten Zeile –
Das „Kommunistische Manifest“.

Er hat die Fenster aufgemacht
Und blickt in die laue Spätsommernacht.
Er sieht das Land sich mit Helligkeit füllen.
Er hört des Aufbaus Brausen und Brüllen.
Und im Brausen hört er die Worte des Redners klingen,
Der brüderlich ihn ans Herz geschlossen:
„Mit jedem Sieg, den wir erzwingen,
Helfen wir unseren deutschen Genossen!“

1934 Im Sommer zogen sie aus dem alten Stall
In eines der neuen prächtigen Wohngebäude.
Frau Schmidt war außer sich vor Freude;
Sie rückte und richtete überall.
Am Abend saßen sie auf dem Balkon und sahn in den Mond.
Sie sagte: „So schön haben wir eigentlich niemals gewohnt.“
Als sie mit der Einrichtung fertig geworden,
Luden sie den Direktor zur Einweihung ein,

*Es gab Kaviar, Krebse und kaukasischen Wein.
 Der Direktor sagte: „Nun, Genosse Schmidt,
 Wir haben allen Anlaß, fröhlich zu sein.
 In deiner Zeche geht's jetzt nur mit Rekorden;
 Sie kommt mit dem Plan am besten mit.
 Du hast ein Feuerchen angefacht.
 Du hast Leben in die Zeche gebracht.
 Den Rigaer haben wir jetzt auch geschnappt,
 Du hast eine gute Nase gehabt.“
 Eduard Schmidt wurde rot.
 „Genosse Direktor, ich muß dir ehrlich sagen,
 Ich hab noch heut meine liebe Not,
 Mich mit den Berechnungen herumzuschlagen.
 Ich bin zwar politisch nicht mehr so indifferent,
 Wie meine Frau mich so gerne nennt . . .“
 Frau Schmidt fuhr heftig dazwischen: „Mit Recht.
 Mit deiner Schulung steht's immer noch schlecht.
 Wir diskutierten erst heute
 Mit einer Komsomolka aus unserem Haus.
 Da sagt mein Mann, daß Faschismus nichts anderes wär
 Als die Diktatur der Beamten und kleinen Leute.
 Die lachte ihn natürlich aus.“
 Schmidt brummte verstimmt: „Du hast's nicht so schwer.
 Du hast doch Zeit zum Diskutieren.
 Unsereins muß im Betrieb sein Gehirn strapazieren.“
 Der Direktor lächelte: „Trinken wir! Se'n wir gesellig!
 Ich sage euch ehrlich: ich freue mich sehr.
 Übrigens ist doch euer Urlaub jetzt fällig.
 Wie wär's mit einem Ausflug ans Schwarze Meer?“*

*Eines Morgens saßen sie am gedeckten Tisch.
 Der kühle Seewind nahm der Sonne die Glut.
 Da standen Eier, Salat, Butter, Kaviar, duftend und frisch.
 Frau Schmidt sagte: „Eduard, hier ist es gut.
 Stell dir nur vor, uns hätte vor Jahren
 Einer zum Spaß gefragt:
 Wohin reist ihr dies Jahr?, und wir hätten gesagt:
 Wir wollen mal an die Riviera fahren!
 Unser Generaldirektor bezahlt die Spesen.
 Das wäre ja nicht mal ein Witz gewesen,
 Denn das hat man sich nicht mal im Traum vorgestellt.*

*So was existierte doch nicht für unsereinen.
Was ist das für eine andere Welt!“
Eduard kaute: „Das will ich meinen!“*

*Am Abend schrieb Frau Schmidt einen Brief
Nach Kubinsk, an das Frauenkollektiv,
Von Palmen und Brandung, von Mond und Wein,
Und sie könnte nie wieder unglücklich sein.
Als Nachschrift schrieb sie, sie hätte vergessen,
Die Fenster im Klubzimmer auszumessen.
Doch träf der Satin inzwischen ein
Und die rote Seide,
Daß man ihr ja nicht den Stoff verschneide!
Übrigens haben sie hier ein Rezept entdeckt.
Das lege sie für die Betriebsküche bei.
Wie Reis nur in Dampf zu dünsten sei,
Weil er dann viel aromatischer schmeckt.*

1935 *Im Dezember hing ein Plakat im Betrieb:
„Was sagt uns das neue Produktionsprinzip?
Hauptreferent Genosse Schmidt, Abteilungsleiter.“*

*Die Massen standen im Saal gedrängt.
Schmidt hatte das Wort. „Genossen Mitarbeiter!
Wir haben uns ehrlich angestrengt
Und acht Prozent über den Plan geschafft.
Aber das schafften wir nur mit der Kraft.
Doch das Gehirn lag bei uns noch brach;
Das müssen wir mit der Kraft verkoppeln.
Das heißt: dem Genossen Stachanow nach,
Der alles gehalten, was er versprach!
Dann werden wir unseren Plan verdoppeln!“*

*Nach einer Stunde war allen klar,
Was das Geheimnis Stachanows war.
In der Diskussion sagte einer: „Genossen, so gebt's!
Wer ist bei uns der erste Stachanowez?
Wir sollten uns schämen! Ein ausländischer Spez!“
Da sprang Frau Schmidt entrüstet von ihrer Bank:*

„Genossen, wir haben den Sowjetpaß, Gott sei Dank!“
Das „Gott sei Dank“ war ihr deutsch entfahren.
Der Saal hallte laut von beitem Geschrei.
Der Direktor erhob sich: „Genossen, darf ich euch offenbaren:
Genosse Schmidt ist Kandidat der Partei.“
Da war der Saal außer Rand und Band.
Es war ein Applaus, der kein Ende fand.

In der Neujahrsnacht stand der Klub voller Tannenbäume.
Die hatte Genossin Schmidt mit Kerzen geschmückt.
Manchmal kamen ihr dunkle Kinderträume.
Doch niemals im Leben fühlte sie sich so beglückt.
Sie ging durch den Saal und flüsterte vor sich hin.
Denn sie hatte die Rede zu halten als Klubleiterin.

Die Neujahrsmitternacht brauste vor Fröblichkeit.
Genossin Schmidt hob das Glas. „Genossen, jetzt ist es soweit!
Früher sahn wir nur ein dunkles neues Jahr vor uns liegen.
Heute rufen wir: Genosse Stalin, zu neuen Siegen!
Und begeistert sprangen sie auf im Saale
Und sangen die Internationale.
Dann schlug einer ans Glas. „Genossen, trinkt mit!
Erlaubt, daß ich ein paar Worte spreche
Für unsere erste Stachanowzeche
Und ihren Initiator, Genossen Schmidt!“
Schmidt streichelte seiner Frau die Hand.
Neue Liebe im neuen Vaterland!

Als sie frühmorgens beim Aufbruch waren,
Sagte einer: „Genosse, in aller Ehrlichkeit –
Möchtest du nicht wieder nach Deutschland fahren?“
Schmidt lächelte. „Lieber Genosse, zur rechten Zeit.
Noch wüten in Deutschland die Herren von Blut und Boden.
Aber die werden wir bald mit der Wurzel ausroden.
Dann greif ich drüben beim Aufbau ein.
Denn ich denke: in puncto Stachanowmethoden
Werden sie dort wohl sehr rückständig sein!“

(1936)

EIN FEIERTAG
DER VERNUNFT UND DER SCHÖNHEIT

In den Ländern der kapitalistischen Krise haben viele, die noch gestern die Kultur ihres Landes rühmten, jeden Glauben an den Wert und die Macht des menschlichen Denkens und Trachtens verloren. Panik vor dem perspektivlosen Leben, vor Ruin und Kriegsgefahr hat ihr Selbstbewußtsein vernichtet; ein Buch gilt als Ballast, wenn nicht als gefährliche, vor den faschistischen Machthabern von heute oder morgen kompromittierende Konterbande.

Auch Rußland hat solche Zeiten des Verfalls erfahren – nach der niedergeschlagenen Revolution von 1905, in den Jahren des Zynismus, des Welt Schmerzes und der Degeneration der bürgerlichen Intelligenz. Aber so, wie es heute in allen Ländern die unzerstörbaren Kader des Kommunismus gibt, so gab es damals in Rußland das unzerstörbare Kollektiv der Bolschewiki. Und wie heute nur noch beim kämpfenden Proletariat die Kraft, zu denken, zu planen und die Zukunft zu lieben, wirksam ist, und nur in seinen Reihen Dichter auftreten, die noch an den Menschen und sein Werk glauben, – so hat damals, vor 30 Jahren, in der Finsternis des Zarismus, der Dichter des russischen Proletariats, Maxim Gorki, einer entsetzlichen Gegenwart zum Trotz, die Worte geschrieben:

„... wir fühlen, daß die entwickelte und organisierte geistige Energie unseres Volkes das Leben der Welt erneuern, den Anbruch des Allmenschentages der Vernunft und Schönheit beschleunigen kann. Denn für uns ist die Geschichte der Weltkultur in Hexametern geschrieben und wir wissen: es werden Tage allgemeinen Entzückens der Menschen über seine Werke anbrechen...“*

Wir haben einen solchen Tag des Entzückens russischer Arbeiter über ihr Werk erlebt: in der Moskauer Metro. Sie wird am 1. Mai dem Verkehr übergeben, aber täglich befördert sie heute schon etwa 150 000 Menschen, doppelt soviel, wie an ihr ein Jahr lang gebaut haben. Das sind nicht Fahrgäste. Das ist ganz Moskau, Männer, Frauen und Kinder, das ist das Proletariat der Welthauptstadt, das sich sein Werk vor Augen führt. Dieses Proletariat hat sich die Macht und die Freiheit erobert, es hat die Eiswüsten der Arktis, die Luft und die Stratosphäre erobert: und im Jahre 1934 begann es Mos-

* Aus „Zerstörung der Persönlichkeit“ enthalten in: „Skizzen der Philosophie des Kollektivismus“, Berlin 1909.

kau aufzuwühlen. Stolz trug die Jugend ihre lehmbedeckten blauen Arbeitsanzüge. Heute strömen die Belegschaften der Fabriken in die wie riesige Festsäle leuchtenden unterirdischen Bahnhöfe. Auf leisen Rolltreppen gleiten sie bis zu 60 Metern in die Tiefe, spiegeln sich im braunen Furnierholz, bewundern den Marmor und die unzähligen blanken Kacheln. Dann drängen sie in die Züge, die bereits zum Bersten voll in den Stationen einlaufen.

In allen Hauptstädten der Welt fahren vor Arbeitsbeginn und nach Arbeitsschluß überfüllte Züge. Aber niemals trugen Züge eine Fracht wie diese: Gesicht an Gesicht, die strahlenden Blicke gleichgerichtet, festtätig froh, in Erwartung der einzelnen Stationen, von denen nicht eine der andern gleicht, stehen die Menschen eng nebeneinander wie auf riesigen Gruppenbildern. Hier ist die drückende Enge nicht Qual, sie wird zum Erlebnis der Einheit, der Geborgenheit, der Unerschütterlichkeit und Unbesiegbarkeit.

Berlin hat in den Jahren nach dem Krieg verschiedene Untergrundbahnstrecken „dem Verkehr übergeben“. Wer hatte daran seine Freude? Man erfuhr von Schiebungen, Bestechungen, falschen Voranschlügen, Bevorzugung der „vornehmen“ Gegenden. Freude hatten die Unternehmer, Lieferanten und Provisionsempfänger. Aber nicht die Arbeiter. Wenn das ganze Leben einen nicht freut, dann auch keine U-Bahn. Als auf „ihr Werk“ durften sie bestenfalls auf ihre Schrebergärten blicken, eine Bretterbude mit ein paar Beeten. Und wenn sie arbeitslos wurden, verloren sie selbst das noch . . .

1910 war es, da fuhr ich – als Junge – zum erstenmal in Berlin unter der Erde. Welch ein Wunder! Das war zauberhafter als alles andere in der gewaltigen Stadt. Ähnlich kindliche Freude mögen die Moskauer heute erleben; nur wenige kannten bisher die Metro . . . In einiger Zeit werden sie sich daran gewöhnt haben. Sie werden nicht mehr glücklich staunen und dem selbstgeschaffenen „Werk der Vernunft und Schönheit“ Beifall klatschen, wie in diesen Tagen. Sie werden darin sitzen und sich unterhalten und lesen – von neuen, anderen, immer größeren Werken. Aber sie werden stets stolz bleiben auf diese Schöpfung der Frühzeit des sozialistischen Aufbaus. Und mit Recht.

Die Metros von Paris, London und Berlin wurden in Zeiten höchst entfalteter Technik erbaut, und keine mußte in so kurzer Zeit fertiggestellt werden wie die Moskauer Metro. Und doch ist keine andere auch nur annähernd so schön und praktisch. Die Pariser ist düster und kaum gelüftet, es stinkt in ihr wie in einer Entlausungsanstalt; die Londoner macht einen Höllenlärm, ist schmucklos und schmutzig. Die Berliner, die modernste, donnert, daß man sich nicht unterhalten kann, die Erschütterung macht das

Lesen kaum möglich, die Zugänge sind umständlich und windig. Und nur ein paar Stationen in den reichen Vierteln sind geschmückt und gepflegt. Nirgends ist, wie in Moskau, jede Station reich und geräumig gebaut. Nirgends fahren die Züge so leise, sind die Zugänge so bequem und windgeschützt, die unterirdischen Hallen so lichtdurchflutet und doch nicht grell beleuchtet. Im Ausland sehen sich die Stationen meistens zum Verwechseln ähnlich. In Moskau ist jede Station anders gebaut. Das belebt das architektonische Bild und schützt vor der entnervenden Monotonie längerer Fahrten. Zugleich ist es ein memotechnisches Mittel, die Orientierung zu erleichtern. Etwas fehlt: mehr und größere Uhren.

Schon im Ausland hörte ich Debatten über den Stil der einzelnen Metro-Bahnhöfe. Die Fanatiker der „reinen“ Sachlichkeit sind keineswegs begeistert. Das ist begreiflich. Sie leben in Ländern, wo außer den Rüstungsindustrien niemand mehr Anlaß zum Bauen hat. Die Bourgeoisie weiß oder ahnt zumindest, daß sie abtreten wird. Um Schönheit zu schaffen, braucht man Elan und Liebe zum Leben künftiger Generationen. Mögen Bankrotteure durch kahle Wände demonstrieren, daß sie das Erbe der Vergangenheit zu erwerben nicht mehr imstande sind und ihren Kindern nichts zu hinterlassen haben. Ihr Stil ist blasierter Verzicht.

Die Erbauer des Sozialismus, das siegreiche Proletariat dagegen, hat eine Welt gewonnen. Es ist jung, es ist stark, es will Bauten, die seinen Siegerstolz und seine Zeugungslust künden. In den Hallen seiner Metro wird das neue Moskau am deutlichsten sichtbar: eine Stadt, wo der Mensch arbeitet, um sinnvoll und froh zu leben – nicht lebt, um für Ausbeuter zu arbeiten. Was bedeuten da die Fragen, ob jene Säulen zu dünn, zu dick, oder die Beleuchtung und jene Plastik nicht zu theatralisch, und diese Materialzusammenstellungen wohlausgewogen seien. Der Streit um solche Fragen wird noch lange und vor allem durch die *Praxis* des Bauens geführt werden. Aber erst das *Fazit* dieses Streits wird man einst „den sozialistischen Stil“ nennen.

Heute ist der Stil im Sowjetland stürmisches Tempo, Vielfalt erweckter Kräfte, Suchen, Versuchen und Wagen. Und dieser Stil des spannungsgeladenen Wachstums einer neuen Zeit fand in der Moskauer Metro seinen bisher klarsten und geschlossensten Ausdruck. Es ist der Stil der „entwickelten und organisierten Energie eines Volkes, das“ – wie Gorki es 30 Jahre voraussagte – „das Leben der Welt erneuert“ und „Tage des Entzückens über seine Werke“ erlebt.

(April 1935)

AURORA

*Aurora, du auf dem geliebten Fluß
in den man nicht, den gleichen, zweimal taucht:
erschauernd unter deinem erzlippigen Kuß
erhob die große Magd sich einst erlaucht.*

*Die große, nun erlauchte Magd ging lachend
heim in ihr Dorf, und sie erzählte da
wie sie aus unruhigem Schlaf erwachend
den Fluß berauf dies Frübrot schwimmen sah.*

*Dies Frübrot kam, so sagte sie den Leuten
als es noch Nacht war: es war so geschwind!
Und seine schöne Farbe anzudeuten
nahm sie ihr Kopftuch ab und schwenkte es im Wind.*

IM WALDLAGER

Was nachzuzeichnen hier versucht wird, hat sich im Jahre 1945 in einem sowjetischen Kriegsgefangenenlager ereignet. Vieles, was geschieht, geht unter im Strom eines Lebens. Einiges wenige bleibt, wie dieses, in seltsamer Klarheit, unübersehbar auch aus der Ferne.

In den kaukasischen Vorbergen, deren lehmige Rücken und Schluchten dicht mit Eichen und wilden Obstbäumen bewachsen sind, nahm der Sommer kein Ende. Die Sonne strahlte Tag für Tag, die Hänge wurden bunt. Die Gefangenen, die dort die Reste ihrer feldgrauen Uniformen beim Bäumefällen verschlissen, nahmen den leuchtenden Herbst hin, wie sie alles hinzunehmen sich angewöhnt hatten. Hier hilft dir keiner, sagten sie oft zueinander. Der Russe etwa? Du weißt nicht, was noch kommt. Die Sonne brennt auf den Pelz, das ist gut. Aber kommst du früher nach Hause, weil die Sonne scheint? Wirst du satt davon, wenn die wilde Birne ihre Blätter gelb färbt und flammend rot? – Laß sehen, ob du nicht doch satt davon wirst! Und die gewesenen Panzerschützen, Oberjäger und Schreibstubegefreiten fanden heraus, daß die herben Früchte genießbar waren, und manche wurden krank, weil sie sich vollstopften damit.

Der kleine Leutwein war noch zu jung, um zu begreifen, warum diese bartstoppeligen Männer, die er Kameraden zu nennen gelernt hatte, so hart und verkrustet waren. Er lebte noch nicht lange, aber doch lange genug, um Soldat gewesen zu sein. Nach kurzem Kasernenhofdrill war er ins Gefecht geschickt worden, aber da war der Krieg schon aus gewesen. Er war nie, wie die Kameraden sagten, in seine Uniform hineingewachsen. Sie hing noch heute um seinen mageren Körper und war doch schon ausgefranst und geflickt. Nicht, daß er gegen den Hunger und gegen das Heimweh unempfindlicher gewesen wäre. Er meinte sogar, daß er mehr Hunger hätte als die Älteren, nach dem Brot und nach etwas, was er selbst nicht sagen konnte. Er, der nie satt wurde, verachtete den gierigen Kult, den sie um jeden Löffel Suppe machten und um das Teilen des Brotes auf der selbstgebauten Waage. Feldsteine hatten sie gesucht, die genau dem Gewicht der täglichen Ration entsprachen. Das Brotauswiegen wurde von allen Augen verfolgt, und die Augen waren schmal und kalt dabei. Sogar die Krumen mußten gleichmäßig verteilt werden. Der kleine Leutwein, weil er sehr jung war und voll zielloser Sehnsucht, suchte einen Freund. Sein Kummer war, daß er unter den Bartstoppeligen bisher keinen gefunden hatte.

Eines Abends, das Klappern der Kochgeschirre war verstummt, lagen sie auf ihren Pritschen. Der Tag war zu Ende, es kam nichts mehr. Die Arbeit im Walde, der schweigsame, müde Heimmarsch, den Blick zum Boden gesenkt. Das Waschen, die Suppe, das Brot. Gespräche? Im Grunde hatten sie sich schon alles erzählt. Welche Herrlichkeiten sie früher gegessen hätten, und was sie erst essen würden, wenn sie wieder zu Hause wären. Vom Kriege, an den viele noch mit heimlichem Stolz dachten, so laut sie ihn auch verfluchten, ging nicht mehr sooft die Rede wie in der ersten Zeit. Leutwein war beinahe froh darüber, weil er als einziger nur stummer Zuhörer hatte sein können. Gern sprachen sie über ihre Frauen und über die Kinder. Wenn er glauben durfte, hatten die meisten in behaglichen Verhältnissen gelebt. Der Junge wußte nur, wie kümmerlich es bei ihm zu Hause zugegangen war. Aber wovon sie auch sprachen, das letzte war immer die Arbeit, das Holzfällen.

„Da gib'ts nur eins, Leute“, hörte er aus einer Ecke der Stube. „Immer Hohlräume in die Brennholzstapel einbauen.“ Er kannte die Stimme. Ohne die Augen zu öffnen, sah er ihn auf seinem Bettrand sitzen, den hageren alten Mann, den Steinert, und gierig an seiner Pfeife saugen. „Das macht sich bezahlt“, predigte die Stimme. Leutwein wußte genau, wie das nun weiterging. Er schwang sich von seiner Pritsche.

In diesem Augenblick fiel draußen ein Schuß – vielmehr eine blitzschnelle Folge von Schüssen, silberhell, wie auf eine Schnur gefädelt. Maschinenpistole, dachte Leutwein . . . , Maschinenpistole? Er stürzte hinaus. Hinter ihm drängten andere. Aus allen Türen quoll es ins Freie.

„Vom linken Turm“, rief jemand aus der Ferne. „Der Posten vom linken Turm hat geschossen!“

„Mensch, ich glaube, sie bringen einen.“

Die Lagerstraße war schnell voll von Menschen. Durch eine Gasse, nur mit Mühe frei gehalten, wurde ein blutüberströmter Mann getragen.

„Birnbach – Otto“, lief es durch die Reihen. Sie erkannten sein blasses Gesicht, seinen grauen Kopf.

„Ist er tot?“

„Macht Platz!“ riefen die Träger. Die sowjetische Ärztin eilte der Gruppe entgegen, ihr weißer Mantel bauschte sich. Sie drängte die Herumstehenden zur Seite. Als sich die Tür der Krankenbaracke wieder geschlossen hatte, schwirrten Stimmen auf wie giftige Fliegen.

Der kleine Leutwein spürte, daß ihm das Herz schlug. Bis in die Ohren. Er sah, wie man sich um irgendwen drängte. Vielleicht wußte da jemand etwas. Fast verlor er einen Holzpantoffel, als er sich in den Ring hineinpreßte. „Ihr wißt doch, daß der spinnt“, hörte Leutwein. Er sah einen großen, kräftigen Mann vor sich. Ach, der Bartsch, dachte er, der Bartsch aus

meiner Baracke. Hatte ihm der nicht einmal erzählt, daß er, lang war's her, in einer Fabrik Kesselschmied gewesen war? Bartsch war braun im Gesicht und auch auf der Brust, die durch das offenstehende Hemd hindurch schimmerte. Er fuhr mit den Armen merkwürdig in der Luft herum und sagte noch einmal: „Der spinnt, ihr kennt ihn ja.“

„Was war denn los?“ rief Leutwein.

„Laß ihn doch ausreden!“ schrie man ihn an.

Jeder im Lager wußte, daß er hatte heimfahren sollen, weil er zu den ältesten gehörte und häufig krank war. Als aber der Zug losfuhr, lag Birnbach im Lazarett. Jeder verstand, was das für den Mann bedeutet hatte. Seit dieser Zeit sprach er von nichts anderem mehr als von der Heimfahrt.

„Ihr kennt ihn ja“, fing Bartsch wieder an. „Ich sehe also, wie er um den Lastwagen herumschleicht, der vorn an der Wache hält. Idiot, denke ich, der hat doch bloß leere Fässer drauf, da ist doch nichts zu holen.“ Dann war das Tor aufgegangen, der Wagen war hinausgefahren und Birnbach war verschwunden gewesen.

„Ich höre den Posten rufen und noch mal rufen, und da knallt es auch schon. Da ist er doch hinter dem Lastwagen 'naus und will wahrscheinlich über die Wiese und in den Wald. Anders kann's nicht gewesen sein. Ich glaube nicht, daß er abhauen wollte.“

Niemand glaubte an den Versuch einer Flucht. Das nächste Mal wäre er dagebewesen beim Transport. Vielleicht wollte er in die Birnen, das war ihm zuzutrauen.

„Drüben im Wald sind auch Brombeeren“, sagte Bartsch.

„Und der Posten knallt ihn ab wie einen Hund“, murmelte einer.

„Ein alter Mann . . .“

Drei Kinder hat Birnbach zu Hause. Die meisten im Lager kannten sie von den knittrigen Fotos her, die er stets in seiner Rocktasche bei sich trug und jedem zeigte. Die Gesichter der Gefangenen waren dunkel vor Erregung.

Ein neuer Auflauf entstand, als eine Tür der Krankenbaracke sich öffnete. Der Sanitäter war im Nu umringt.

„Den hat's erwischt“, sagte er und schob ein paar Leute zur Seite. „Laßt mich durch, ich muß Wasser holen.“

„Ist noch was zu machen?“

Aber der Sanitäter war schon im Gewühl verschwunden. Von Blutverlust habe er noch gesprochen, hieß es später, von starkem Blutverlust. Aber Genaues hatte niemand verstanden.

Da lichteteten sich die Gruppen. Es war auch schon spät. Über die Lagerstraße klapperten Holzpantoffeln. Langsam, oft stehenbleibend, gingen die Gefangenen in ihre Baracken zurück.

Als Leutwein und Bartsch in ihre Stube traten, brannte die Öllampe. Ein paar schliefen schon. Der alte Steinert kam aus seiner Ecke hervor und klopfte die Pfeife aus. Er wußte schon alles.

„Ich habe einen gekannt“, sagte Bartsch, „der ist auch wieder geworden.“ Er sah auf seinen Unterarm und ballte langsam die Finger zur Faust. „Dem haben sie eine Bluttransfusion gemacht. Einen ganzen Liter Blut haben sie dem gegeben. Der war wieder wie früher. Erst viel später, bei Orscha, auf dem Rückzug, ist er dann gefallen.“

„Bluttransfusion . . .“, sagte Leutwein. „Ich gehe hin und melde mich.“

„Dich schmeißt sie raus“, erwiderte Bartsch. Er wandte sich zur Tür.

„Ich gehe mit“, sagte der alte Steinert.

„Ich auch“, beharrte der Junge.

In der Krankenbaracke wollte man sie nicht vorlassen. Die Ärztin sei bei dem Schwerverletzten. Bartsch war sehr erregt. Am liebsten wäre er auf dem Sanitäter losgegangen. „Und wenn wir dem Birnbach Blut spenden wollen?“ rief er. „Willst du's auf deine Kappe nehmen, wenn er draufgeht?“ Da schob sich ein Vorhang zur Seite, die Ärztin stand vor ihnen.

„Gehen schlafen“, sagte die Ärztin. „Nix Blutspenden, zu schwach. Ihr alle zu schwach.“

Bartsch holte tief Luft. „Aber“, sagte er, „es gibt ja auch Kräftige im Lager! Starke Männer, verstehen?“

Die Ärztin schob ihn zurück. Leutwein war, als ob sie einen Augenblick gelächelt hätte. Sie blickte aber gleich wieder ernst. „Gehen schlafen“, wiederholte sie. „Schnell, schnell.“

Über dem Wald war inzwischen der Mond hochgestiegen. Das Leben im Lager schien erstarrt.

„Schweine“, murmelte Bartsch. „Jetzt lassen sie ihn verrecken.“

„Weißt du, daß sie Jüdin ist?“ fragte Steinert.

Am nächsten Morgen, als die Gefangenen zur Zählung antraten, wußten es alle. Das ganze Lager wußte, daß die jüdische Ärztin die freiwilligen Blutspender zurückgewiesen hatte. Der Kommandant kam wie jeden Morgen, aber daß er eine Ansprache hielt, geschah nicht alle Tage. Der Dolmetscher übersetzte Satz für Satz. Er übersetzte, daß der Kriegsgefangene Otto Birnbach beim unerlaubten Verlassen des Lagers von einem Posten angeschossen worden sei. Der Posten habe richtig gehandelt. Der Kommandant spürte, daß seine Worte wie von einer unsichtbaren Wand abprallten.

„Die Lagerärztin gibt bekannt, daß der Kriegsgefangene Birnbach außer Gefahr ist“, schloß er. Er forschte in den Gesichtern, er sah junge und alte, offene und verschlossene, hoffende und zweifelnde. Die Männer traten auseinander und nahmen ihre Werkzeuge auf die Schultern.

„Wenn du tot bist, bist du auch außer Gefahr“, flüsterte Bartsch dem Jungen zu und prüfte mit dem Daumen die Schneide seiner Axt. Schon begann man, vor der Wache in Reihen zusammenzutreten. „Komm, Kleiner“, sagte Bartsch.

Die Nähe des Älteren tat Leutwein wohl. Ihm war elend zumute. Er fühlte sich vom Unglück durchkältet, und die Kälte verschloß ihm den Mund.

„He“, rief es über den Platz. Der Sanitäter, atemlos, sehr blaß, kam hinter ihnen her.

„Was ist denn noch?“ fragte Bartsch.

„Wegen gestern abend“, sagte der Blasse, neben ihnen herlaufend. „Er hat so viel Blut verloren ... Lauft doch nicht so! Wißt ihr denn, wem er sein Leben verdankt?“

Da blieben sie stehen.

Daß die Ärztin, die russische Jüdin, dem alten Birnbach ihr Blut gespendet hat, ist nicht nur für den kleinen Leutwein und seinen Freund Bartsch eine nachwirkende, eine erschütternde Nachricht gewesen. Vieles, was geschieht, geht unter im Strom eines Lebens. Einiges wenige bleibt, wie dieses, in seltsamer Klarheit, unübersehbar auch aus der Ferne.

Jetzt, nach Lenins Tode, singt man ihm Hymnen selbst in der bürgerlichen Presse, wir aber erinnern uns, wie vor sechs Jahren die englische Presse gegen Lenin einen Lügen- und Verleumdungsfeldzug eröffnete, durch den selbst jene Gemeinheiten übertroffen wurden, mit denen sie im Jahre 1780 Washington überhäufte. Wir erinnern uns noch, wie die englische Regierung Hunderte Millionen Pfund für die Finanzierung der Feinde Lenins ausgegeben hat. Doch bald wird unsere Bourgeoisie einsehen, daß es so nicht weitergeht. Denn sie ist auf einen Wall der Entrüstung in der englischen Arbeiterklasse gestoßen. Ich zweifle nicht daran, daß die Zeit kommen wird, da hier in London ein Denkmal Lenins neben dem Washingtons stehen wird. Lenin war der größte Staatsmann in ganz Europa.

Bernard Shaw

SEIT ZWEITAUSEND JAHREN

*Seit zweitausend Jahren und mehr
staunen die Knaben,
und die Jünglinge messen im Spiegel
mit Sehnsucht und Eifer ihr Muskelspiel.
Von Geschlecht zu Geschlecht wandert, Ehrfurcht erbeischend,
die Sage von Herakles, Alkmenens gewaltigem Sohn,*

*der große Taten vollbrachte, wie keiner noch vor ihm.
Den Stall des Augias reinigte
und die Lernäische Schlange erschlug.
Der den Prometheus vom Felsen befreite,
an den ihn die Herren geschmiedet,
weil er das Licht den hoffenden Menschen gebracht.
Der die räuberischen, menschenfressenden Vögel
in ihrem stinkenden Pfuhl am Stymphalos-See erschoss.
Und der, die Füße fest auf der Erde,
auf seinem starken Rücken
die Welt trug, des Atlas unendliche Last.*

*Seit zweitausend Jahren und mehr
stählen die Herzen der Menschen sich an den Taten des Helden,
Alkmenens gewaltigem Sohn.*

*In zweitausend Jahren und mehr
werden die Knaben
und die reisenden Jünglinge staunen
und ihre Taten im Spiegel der Zeit
mit Ernst und Eifer prüfen,
ob sie gerecht werden den Helden der Vorzeit,
deren Ruhm von Geschlecht zu Geschlecht
Ehrfurcht erbeischend erstrahlt.*

*Die so große Taten vollbrachten
wie niemand vor ihnen.
Die den Stall des Augias reinigten,
der damals der Zar hieß.*

*Die der Konterrevolution Lernäische Schlange erschlugen.
Die die lichtbringende Lehre der beiden Alten
von ihren Fesseln befreiten,
in die sie die Herren der Welt
mit Hilfe wohlfeiler Diener geschlagen.
Und die in einer Kette gewaltiger Schlachten
die menschenfressenden Stymphaliden erschlugen
in ihrem undurchdringlichen Sumpfwald,
damals Hauptstadt des Dritten Reiches genannt.
Und die durch diese Tat allein schon für eine Weile
die Welt auf ihrem gewaltigen Rücken trugen.*

*Noch zweitausend Jahre und mehr
stählen die Herzen der Menschen
sich an den Taten der Helden
von der Aurora und dem Winterpalais.*

(November 1946)

Im Wirbel des Verkehrs

Die Fahrt durch die sprühende Stadt zum neuen Riesenhotel Ukraina war märchenhaft und verwirrend. Märchenhaft die Hochbauten gegen einen feuerlodernden Abendhimmel, verwirrend der brandende Verkehr, in dem sich der geborene Berliner vorkam wie ein beklagenswerter Hinterwäldler. Besonders über die Moskauer Verkehrsdisziplin hatte er wahre Wunderdinge vernommen, und nun empfing ihn ein Chaos, ein anarchisches Ameisengewimmel: Artistenstückchen schneller Schofföre, die nach links und rechts überholten, wo immer sich eben ein Nadelöhr öffnen mochte im endlosen Strom, den schnellen Pobjeda hindurchzufädeln. Erregt fragte er nach der vorgeschriebenen Höchstgeschwindigkeit und hörte mehrere verlegen gemurmelte Antworten, daß sie sich um die vierzig Stundenkilometer bewege, während die Tachometernadel durchschnittlich um die sechzig zitterte, nicht selten auf die achtzig kroch. Und kein Milizmann in weißer Litewka stoppte den Eiligen, aber oft genug winkte einer ungeduldig Beeilung, wenn dieser oder jener durch zu langsames Anfahren den Verkehr aufzuhalten drohte. Wie war solches in Einklang zu bringen mit den Berichten und jenen glatten, glänzenden Postkarten, auf denen die Viererreihen Omnibusse, die Sechserreihen PKWs geradezu im Stechschritt paradierten, während die Fußgänger dem begabten Fotografen zu Ehren folgsam auf dem Bürgersteig warteten?

Erst als der Brave sich von den Schockwirkungen der Moskauer Verkehrsturbulenz erholt hatte, begann er näher hinzusehen, entdeckte er wirkliche Disziplin, keine preußisch-stramme, die von Verordnungen mehr hält als von Elastizität, die durch reglementierende Härte gerade unterdrückt, was sich aus den sich ständig komplizierenden Lebensbedingungen einer Großstadt organisch entwickelt: den sechsten Sinn, das außerordentliche Eingespieltsein der Fußgänger auf die Fahrer und umgekehrt. Ein Autofahrer mag einem Moskauer Fußgänger den Absatz streifen, ein Handtäschchen in Schwingung versetzen: wenn weiter nichts geschah, lächeln sich beide an ob der gelungenen Millimeterarbeit. Jeder bemüht sich mitzuschwingen im geheimen Rhythmus, der zum größten Teil erklärt, warum bei soviel Wahalsigkeiten und derartiger Verkehrsdichte nicht mehr passiert. Ein Ameisengewimmel wirkt nur auf den ersten Blick chaotisch, näheres Hinsehen zeigt Ordnung, ja Präzision.

Die organisierte Sauberkeit

Hält es jemand für einen Zufall, daß die sauberste Großstadt die größte Anzahl Papierkörbe aufzuweisen hat? In allen möglichen und unmöglichen Ecken und Nischen stehen jene lustigen Dinger, die aussehen wie etwas zu groß geratene Urnen aus Blech. Während sich jede Nacht das Großreinemachen mit Motorbesen und Spritzwagen vollzieht – die Spritzwagen mit ihren variablen Wasserspendern sprengen auch die öffentlichen Anlagen, deren Blumenpracht nicht unwesentlich zu Moskaus Ruhm beiträgt –, schickt der Tag eine zweite Armee ins Gefecht, sozusagen eine Heilsarmee der Sauberkeit. Das sind freundliche Weiblein meist reiferen Alters, die unermüdlich mit Strauchbesen und Schaufel Papyrossihülsen, Eispapier, Zigarettenschächtelchen aufsammeln. Ihre Schaufeln sind interessante Kombinationen zwischen Schippe und Eimer, und besonders haben sie es auf jene Ritzen und toten Winkel abgesehen, die sich erst als Ersatzpapierkörbe geradezu aufdrängen, um dann mit ihrem ludrigen Aussehen ein Stadtbild zu verschandeln. Breite Asphaltstraßen sauber zu halten ist schon viel, aber daß Spalten und Löcher, die toten Ecken ständig reingehalten werden, das macht Moskau zu einer wirklich sauberen Stadt.

Das Prachtstück funktioniert

Hat man solchermassen einen wohltuenden Zustand über der Erde festgestellt und nach dem Warum geforscht, so reizt es nicht wenig, einmal hinunterzusteigen in die Unterwelt, die in Moskau nicht im üblichen Doppelsinn existiert, sondern glücklicherweise nur in jenem einfachen, der sich im Wort Untergrundbahn ausdrückt. Über die Prächtigkeit der Moskauer Metro sind viel Lobeshymnen in die Welt gegangen, und ich denke nicht daran, ein Jota davon abzustreichen. Ich bin ebenfalls der Überzeugung, daß es die prächtigste U-Bahn ist, die je gebaut wurde.

Und sie funktioniert ausgezeichnet. Geräumige Wagen mit Türen, die sich automatisch, hart und unwiderruflich schließen. Aufspringen ist unmöglich und sinnlos. In anderthalb Minuten kommt der nächste Zug. Er kommt, er kommt pünktlich. Die Züge fahren schnell, schüttelfrei und stoßgedämpft. Das Metronetz ist sinnvoll und rationell geplant, ein Ring, durch den ein Kreuz gezeichnet ist. Die Enden des Kreuzes lassen sich jeweils mit dem Wachsen der Stadt verlängern, was schon mehrmals geschah und für Moskau symbolisch ist. Wohl wegen der Untertunnelung der Moskwa verläuft die Metro innerhalb der Stadt außergewöhnlich tief unter der Erde. Zu den Bahnsteigen führen durchweg nur Rolltreppen, deren Länge beim Neuling

ein leises Schwindelgefühl erzeugt. Ich habe nie eine Rolltreppe außer Betrieb gesehen. Das ist für die Moskauer selbstverständlich. Was ihre Augen vor Stolz blitzen läßt, ist die Pracht, mit der die einzelnen Stationen ausgestattet sind. Es gehört Überheblichkeit dazu, diesen Stolz nicht zu verstehen. Die Anfänge der Metro führen in die zwanziger Jahre zurück. Als die ersten Strecken fertiggestellt waren, bedeutete dies ein Aufatmen nach den grauenhaften Nöten des Bürgerkriegs. Ein von den ausländischen Geiern unsagbar bedrücktes und drangsaliertes Volk bewies sich damit, zu welchen Leistungen es selbst unter schwierigsten Umständen fähig ist. Dieser gestaltgewordene Jubelschrei sind die in Marmor und Kristall, in geschliffenem Porphyr und Granit gehaltenen Metrostationen, in denen der Formenreichtum der verschiedenen sowjetischen Nationalitäten strahlende Feste feiert.

Aber die Pracht behindert nicht selten die Übersichtlichkeit und Flüssigkeit des Verkehrs. Als Ausländer, der zudem Schwierigkeiten mit den zyrillischen Buchstaben hat, muß man manchmal suchen, ein Schild mit dem Namen der Station zu entdecken. Das ist peinlich, besonders in der U-Bahn und wenn man die Landessprache nicht beherrscht. In den Hauptverkehrszeiten pressen sich nicht selten die Menschenmassen durch zu enge Ausgänge. Natürlich wäre es möglich gewesen, breitere Ausgänge zu bauen, doch hätten die dann nicht mehr zum Stilbild gepaßt, das dem Architekten vorschwebte. Wegen ähnlicher Überlegungen und stilvoller Säulen sind auch manche Bahnsteige nach unsern Begriffen ein bißchen verbaut. Diese Einsicht setzt sich übrigens auch in Moskau durch, denn die neueren Bahnhöfe dünkten mir durchweg einfacher und dafür praktischer gestaltet.

Ein anspruchsvoller Name, der zu recht besteht

Einer der Anziehungspunkte in Moskau ist der Zentrale Kulturpark Gorki. Nicht wenige Berichte gipfelten stets im Entzücken über die modernsten Apparaturen zur Volksbelustigung wie Karussells, Luftschaukeln und dem größten Riesenrad der Welt. Ich bezweifle nicht, daß es wirklich das größte der Welt ist, sein Bau überragt wie ein Wahrzeichen den ganzen Kulturpark, und es verwundert nicht, wenn besonders bei Bildberichten dies dankbare Objekt eine dominierende Stellung einnimmt. So bildete sich langsam der Eindruck heraus, es handle sich da um einen modern aufgezogenen Rummel. Aber es war alles ganz anders.

Auch ohne den lachenden Sonnenschein, die weißen Lämmerwölkchen und den hohen Moskauer Sommerhimmel wäre der Gesamteindruck unvergeßlich geblieben. Jene Volksbelustigungsapparaturen nehmen den bescheidensten Raum dieses großen Areals ein, und zur Ehre dieses Stückchens Rum-

mel muß gesagt werden, daß er nichts von dieser trüben Atmosphäre hat, wie jene halbdunklen Stätten diverser anderer Hauptstädte. Er ist in erster Linie ein Ort heller Kinderfreude, die mitzugenießen sich allerdings auch Erwachsene nicht genießen. Doch alles andere fand ich weit eindrucksvoller. Da führen Alleen durch seltene Baum- und Ziersträuchergruppen zu einsamen Winkeln, an Teiche, die von Schwänen und anderen Wasservögeln belebt sind. Tennisplätze wechseln mit Tanzplätzen im Freien und ihren großen Muscheln für die Orchester. Hinter einem Springbrunnen tut sich ein Rosarium auf, eine malerische Brücke schwingt sich zu einem verschwiegene Restaurant, dem Café der Begegnungen, es gibt Teestuben, gepflegte Imbißhäuschen, Bücherkioske, Tanzcafés. Die Gartenkunst feiert Triumphe wie in der Großen Landwirtschaftlichen Allunionsausstellung. Man entdeckt Freilichtbühnen, geschlossene Theater, Kinos und eine Schachhalle. Hier sitzen ergraute Schachstrategen neben eifrigen Schülern, die, eben vom Sportplatz gekommen, noch den Tennisschläger neben sich liegen haben. An den Wänden große Demonstrationstafeln, Bilder berühmter Schachmeister, im hinteren Saal die Spielausleihe, und über allem Schwaden von Papyrossi- und Pfeifenqualm. Dann die Lesehalle. Wohltätige Stille, grüne Blattpflanzen, bequeme weiße Korbstühle und -tische. Am frühen Samstagmittag bereits stark besucht von Lesern jeglichen Alters, die kaum Zeitungen lesen, vielmehr Zeitschriften und Bücher.

„Romantische“ Reste

Man kann sich in Moskau verlieben wie in eine kluge Geliebte, die sich ihres Anbeters deswegen so sicher ist, weil ihre Stärken leicht über die Schwächen hinwegsehen lassen. Ich spüre jetzt selbst, wie leicht man in den Geruch eines Schönfärbers kommen kann, ohne es zu wollen.

Ja, es gibt noch einige Viertel mit verteufelt windschiefen Holzhäuschen und Aborten auf dem Hof, mit dem dörflichen Holperpflaster krummer Gassen. Sie sehen zwar romantischer aus als entsprechende Viertel bei uns etwa im Bezirk Prenzlauer Berg mit jenen trüben Hinterhöfen aus der Gründerzeit unseligen Angedenkens, aber es lebt sich dort bestimmt nicht besser als in unseren Mietskasernen. In den ältesten dieser Viertel – es gibt auch hier Varianten – hat man den bestimmten Eindruck, daß auf die Instandhaltung dieser Büdchen einer vergangenen Zeit nicht die kleinste Mühe mehr verwendet wird. Ihre Todesstunde hat geschlagen, allorten sind ihre Galgen aufgerichtet, die mächtigen Turmdrehkräne, unübersehbare Wahrzeichen Moskaus, Tatsachenzengen, daß es sich nicht um Zukunftsmusik handelt, sondern um greifbare Termine, heute, morgen, spätestens übermorgen. Inter-

essant, wie sie eingekesselt und planmäßig aufgegeben werden, die letzten traurigen Zeugen einer traurigen Vergangenheit. Von meinem Hotelfenster aus dem sechzehnten Stock des Hotels Ukraina, dem erst vor wenigen Monaten fertiggestellten Betonwunder im Bogen der Moskwa, konnte ich die Sterbestunde eines solchen Viertels beobachten wie aus dem Flugzeug. Die ersten Mieter werden irgendwo in neuen Wohnungen untergebracht, und schon wenige Tage später gähnen tiefe Baugruben an der Stelle ihrer alten Behausungen. Die Mieter der nächsten Zeile kommen in die Neubauten, ihre ehemaligen Wohnstätten verschwinden, helle, moderne wachsen hoch, nächste Umquartierung, nächster Abriß und so fort, bis wieder ein dunkler Fleck aus der hellen Stadt ausradiert ist. Das ist wahrlich ein akzeptabler Krieg, und ich schäme mich nicht des Paradoxons: gerade diese Überreste lassen die Schönheiten Moskaus um so heller strahlen.

Wohnungsprobleme und ihre Überwindung

Trotz dieses vorbildlichen Baueifers, trotz der überall emporschießenden Neusiedlungen am Stadtrand gewann ich den Eindruck, daß die Wohnungsnot in Moskau ein noch größeres Problem darstellt als etwa im demokratischen Sektor Berlins. Moskau, der große Magnet, braucht gewaltige Menschenmassen und zieht ständig Menschenmassen an. Und sie kommen schneller, als ihre Wohnbedürfnisse befriedigt werden können. Darum ist das neue große Projekt der Sowjetregierung nicht von ungefähr, das bis jetzt weder bei uns noch im Westen die ihm gebührende Beachtung gefunden hat. In zehn, spätestens zwölf Jahren soll Wohnraum für 36 Millionen Menschen geschaffen worden sein. Ein gigantisches, ein kühnes Projekt, den Skeptizismus selbst des Freundes herausfordernd, wäre da nicht die Tatsache, daß seit der Oktoberrevolution nicht ein einziges kühnes Projekt unerfüllt geblieben ist.

Bei der Stadtplanung im einzelnen imponieren zwei Dinge, die meines Wissens teils schon existieren, andernteils spruchreif geworden sind. Da ist erstens der Moskauer große Ring, eine breite Straße rund um Moskau, die den aus allen Himmelsrichtungen heranströmenden Verkehr aufnehmen soll, um zu verhindern, daß er sich unterschiedslos durch die Innenstadt ergießt. Über den fertigen Teil dieses Rings bin ich mehrmals im Pobjeda geflitzt. Da ist zweitens der Plan der sogenannten Satellitenstädte rings um Moskau, der eine ins Unübersehbare gehende Ausdehnung der Stadt stoppen soll. Diese Städte sollen durch Schnellbahnen mit Moskau verbunden werden und ihre eigenen Kultur- und Geschäftszentren sowie alle Vorteile der Metropole selbst aufweisen.

Vorbildlicher Straßen- und Wegebau

Die Straßen- und Wegebaumethoden der Moskauer sind gewinnend. Dabei der unrigen gedenkend, fühlt man sich vom Mittelalter in die Neuzeit versetzt. Zuerst planieren stämmige Bulldozer die geplanten Straßen und Bürgersteige, anschließend schüttet man auf und walzt den Untergrund fest, worauf die Asphaltmaschinen folgen. Gleichzeitig werden die vorgefertigten Betonbordschwellen verlegt und ihre Stöße zementiert. Wo noch vor kurzem ein Holperweg mit Schlammlöchern und Buckeln den Fahrern Flüche entpreßte, lachen einem nach wenigen Tagen glattgeleckte Asphaltwege und -straßen an mit verhältnismäßig hohen und grünen Bäumchen, als wüchsen die hier schon seit Jahren. Bei keiner neuen Straße versäumt man jenen Streifen zwischen Bordschwelle und Bürgersteig frei zu lassen, auf dem der Baumschmuck gepflanzt und Gras gesät wird, während nebenan noch die Bulldozer eine freie Fläche planieren, auf der ebenfalls binnen kurzem ein Grünstreifen oder eine Parkanlage das Auge erfreuen wird.

Aber die Straßen auf dem Lande? Einmal sind wir über Land nach Jas-naja Poljana gefahren, dem Landsitz Tolstois, auf dem der Dichter die meiste Zeit seines Lebens verbracht und die Mehrzahl seiner berühmten Werke geschrieben hat. Wir fuhren die große Hauptstraße über Podolsk und Tula, hin und zurück über vierhundert Kilometer. Wenn der Fahrer mit unserm Wolga einen Schnitt von achtzig Stundenkilometern halten konnte, so sagt das schon einiges über den Zustand der Straße. Keine Autobahn, aber durchschnittlich doppelt so breit wie unsere Landstraßen erster Ordnung. Wo sie sich verengte, war man eben dabei, sie auf Kosten des Chausseegrabens oder sonstigen anliegenden Terrains zu verbreitern. Ohne Straßensperrung und Umleitung! Mit zehn Stundenkilometern zwängte sich der rege Verkehrsfluß durch die Massierung schwerer Straßenbaumaschinen. Verkehrspolizisten halfen die Stauung regeln, und während wir rechts über Schotterberge und durch Löcher holperten, sahen wir links das neue Band des jungfräulichen Asphalts entstehen. Man erledigt so etwas rauh, aber unkompliziert, einfach moderner. Auf vierhundert Kilometern mit mehreren Baustellen erlebten wir kein einziges Mal den Straßenschreck unserer Republik, die qualvollen zeit-, nerven-, material- und benzinfressenden Umleitungen.

Behutsamer Gigant

Man mag sich noch so sehr in der Schilderung Moskauer Eindrücke begrenzen: ohne die Erwähnung der Großen Landwirtschaftlichen Allunionsausstellung tut man der Stadt ebenso Unrecht wie Lesern oder Zuhörern.

Der Name für das hier Gebotene und Gebaute ist völlig unzulänglich. Weltausstellung, Völkermuseum, Areal der Garten-, Wasser- und Baukunst, Industriehochschule, viele Namen bieten sich an, einzeln stimmen sie alle nicht, zusammengenommen ergeben sie längst nicht das Ganze. Mehrere Stunden dauerte unsere Führung, aber Monate, Jahre könnte man studieren, ohne je alles ausgeschöpft zu haben. Ein früchteschweres Baumwollfeld, ein Düsenflugzeug TU 104, das arbeitende Modell eines Schreitbaggers, der neueste Kleinwagen aus der Serie des Moskwitsch, ein Atomkleinkraftwerk in Betrieb – und Blumen, Blüten und Bauten wie aus Tausendundeiner Nacht. Peinliche Sauberkeit, Freundlichkeit und Sorgfalt der Vorführenden, Fotografierfreiheit wie im Kreml und überall in Moskau.

Für die bunte Vielfalt nur eine Episode, die ich so schnell nicht vergessen werde. Beinah andächtig traten wir in jenen großen Raum, in dem die Grundsätze der Automation und Elektronentechnik erklärt werden. Im Hintergrund ragte ein ehrfurchtgebietender Gigant auf, ein halber Roboter mit klobigen Armen und plumpen Klauen, die nur entfernt an Hände erinnerten. Der Kopf, besser gesagt das Gehirn, befand sich hinter einer zehn Zentimeter dicken durchsichtigen Wand aus Bleiglas. Dieses Gehirn war eine Apparatur, in die ein Mensch seine Hände legen kann wie in eine Art stählerne Bandage. Führt er jetzt mit Händen und Fingern Bewegungen aus, so übertragen sich deren leiseste Impulse auf die Klauen vor dem Glas. Wir alle haben wohl schon darüber gelesen, haben Abbildungen gesehen von solch einer Schutzvorrichtung zum Wiegen, Abfüllen und Verpacken radioaktiver Stoffe. Aber erst dieses Wunderwerk in Aktion gibt den rechten Eindruck. Ein Techniker trat an die Apparatur und begann zu manipulieren. Skeptisch verharrte die Menschenmenge. Würde es den klobigen Klauen gelingen, mit den vor dem Bleiglas aufgebauten winzigen Instrumenten zu hantieren? Augen wurden groß, Münder öffneten sich vor Erstaunen. Mit überraschender Behutsamkeit nahm die linke Klaue ein kleines Gefäß mit Watte, die rechte eine zierliche Pinzette auf, zupfte ein winziges Flöckchen heraus, legte es auf eine Glasunterlage und tropfte dann genau abgezählt drei Tröpfchen Äther darauf. Sorgsam legten die Klauen alles an seinen Platz zurück, und die Linke hob eine Streichholzschachtel. Haha, ein leises, halb gequältes, halb schadenfrohes Raunen ging durch die verharrende Menge. Der will doch nicht etwa versuchen, ein Streichholz zu entzünden? Er versuchte nicht, er entzündete. Sicherer, als ein nervöser Mensch es fertigbringt. Unbeirrt führte die Klaue das brennende Hölzchen an die Watte. Ein Flämmchen schoß hoch, verlöschte schnell. Noch immer hielt die Klaue das brennende Streichholz, genau an einen sinnenden Menschen erinnernd, der in die Flamme starrt. Plötzlich ertappt er sich beim Grübeln, es besteht die Gefahr, daß er sich die Fingerspitzen verbrennt. Rasch reißt

er sich aus seiner Versunkenheit und wedelt schnell die Flamme aus. Befreiendes Lachen löste die staunende Erstarrung der Menschen.

Ungeheuer komisch war das – und ein bißchen gruselig. Oder war es nur ein bißchen komisch und ungeheuer gruselig? Mir blieb das Lachen im Halse stecken. An die zwei Jahrzehnte mindestens kennen wir den Kintopp, die mehr oder minder gelungenen Geschichten von den Frankensteins, den stählernen Golems und ihren artverwandten künstlichen Tausendsassas. Wir fanden es bestenfalls interessant, ohne es je ernst zu nehmen. Aber immer mehr mußten wir von dieser Hochmutsplattform preisgeben. Da kamen Rechenmaschinen, die genauer und millionenmal schneller rechnen als der Mensch, Setzmaschinen, die nach Diktaphonen setzen, Übersetzungsmaschinen, die selbsttätig in eine andere Sprache übersetzen. Sie sind wohl alle noch wunderbarer. Und den Roboter, der feinste Apothekerarbeit, Laboratoriumsarbeit verrichtet, gibt es schon in Japan, Amerika, in der DDR. Aber ich habe ihn nie gesehen. Dazu mußte ich nach Moskau fahren. Dazu, auch dazu, mußte die siegreiche Oktoberrevolution geschehen, damit täglich Hunderte, jährlich Zehntausende einfache Menschen am konkreten technischen Wunder still werden und nachdenklich, schneller modern denken lernen.

Moskauer Menschen

Die Moskauer können herrlich und wortreich fluchen. Aber sie fluchen mit Herz. Der derbste Kraftausdruck trägt noch einen Ton Fröhlichkeit. Jenes böswillige, hinterhältige Knurren, unselige Erbschaft aus den braunen Tagen des „Nach uns die Sintflut!“, das wir uns leider noch längst nicht abgewöhnt haben, ist mir in Moskau nicht begegnet. Gerade wenn man die Sprache nicht versteht, hat man für solche Töne ein feines Ohr, denn man ist darauf angewiesen. Ein bezeichnendes Beispiel bot sich an jenem Nachmittag, als wir in der stärksten Verkehrszeit die Rolltreppe zur Kiewskaja hinaufgespült, auf der Straße einen Wolkenbruch niederprasseln sahen. Verständlich, daß sich im Vorraum eine abwartende Menschenmenge staute. Wir schlängelten uns durch zur Kachelwand, hatten nun weniger bedrängt Gelegenheit, stille Beobachter zu sein. Ungerührt ob des Unwetters spuckte die Rolltreppe immer neue Menschenmassen in die Vorhalle. Unter scherzendem Allotria, mit Hauruck begann eine eben angekommene Gruppe meist junger Menschen, Soldaten, Arbeiter, Studenten, als lebender Keil eine Gasse durch das Gedränge zu bahnen. Dies hätte den Beginn einer bösartigen Panik bei uns bedeutet. Zwar schimpften auch hier einige laut und herzhafte, aber meist wurde gelacht, geschrien und gescherzt. Das war ein Spaß, ein unerwartetes Volksfest. Neben mir stand ein ergrauter, stämmiger Ar-

beiter mit seiner Frau. Dem Alten mißfiel das Ungestüm der Jungen. In stoischem Gleichmut schüttelte er das Haupt, aber von Zeit zu Zeit schleuderte sein mächtiger Baß markante Flüche gegen die Ungebärdigen, während seine Frau jedesmal zustimmte, gewissermaßen die Ausrufungszeichen setzte. Natürlich ohne jeden Eindruck auf die Gelästerten. Wo läßt sich Jugend bei einem Volksfest stören? Die deutsche Genossin neben mir sprach etwas Russisch. Ich fragte sie, was der Alte fluche. Sie lächelte verlegen und meinte: „Das läßt sich schwer wiedergeben.“ Der Wolkenbruch war vorüber, das Gedränge löste sich auf unter Gelächter und fröhlichem Gekreis. Keine Panik, keine Tücken, alles befreiend gemütlich. Auch der fluchende Alte. Selten habe ich so bereut, nicht Russisch gelernt zu haben.

Ich kann von Moskauer Menschen nicht sprechen, ohne von den Moskauer Frauen zu schwärmen. – Der Durchschnittstyp der Moskauerin ist unverkennbar: gesund, wohlproportioniert, vital. Zeigt mir eine Großstadt mit so viel sauberen Frauengesichtern, in deren blanken Augen sich heiteres Selbstbewußtsein spiegelt! Der Zopf, in tausend Varianten um den Kopf gelegt, paßt ausgezeichnet zu diesen Gesichtern. Es wäre schade, wenn ihn die anrückende internationale Mode verdrängte. Ich habe früher sowjetische Filme gesehen, die einige Ebenen über der Realität angesiedelt waren. Dazu rechnete ich auch jene jungen Sekretärinnen, die noch mit achtzehn, neunzehn Jahren, offene Zöpfe trugen. Diesen Vorwurf nehme ich zurück. Ich habe sie gesehen in Moskau. Frisch, lebensprühend, wie aus dem Ei gepellt.

Die Moskauer Frauen sind fleißig. Ich habe die Moskauerin bei den schwersten Arbeiten gesehen. Beim Kohlentransport, beim Straßenbau und bei nächtlicher Müllabfuhr. Das letztere schien mir die Gleichberechtigung denn doch ein bißchen weit getrieben. Zumal der einzige Mann am Steuer des Müllwagens saß, während die Frauen die Kübel schleppten. Belehrt mich, wenn ich Unrecht habe!

Die Schaufenster der großen Kleidergeschäfte unterscheiden sich nicht von den unseren. Ich habe mehr Moskauer Frauen gesehen, die modisch gekleidet waren, als ich je erwartet hätte. Geschmackvoll sind vor allem die Vertreterinnen der weiblichen Intelligenz angezogen. Unsere beiden Betreuerinnen waren Musterbeispiele dafür. Beide geborene Moskauerinnen, beide Lehrerinnen, beide verheiratet und beide von reizvoller charakterlicher Gegensätzlichkeit. Irina, achtundzwanzig Jahre alt, sachlich, abwägend. Swetlana, dreiundzwanzig Jahre, sanft und schwärmerisch. Aber beide stets mit jenem Schick gekleidet, der nicht Ersatz für Lebensinhalt darstellt, sondern selbstverständlicher Ausdruck ist von Bildung und Intelligenz.

Die Moskauer sind diszipliniert in ihrer gesamten Lebenseinstellung. Vierzig Jahre kommunistische Erziehung seit der Oktoberrevolution muß

selbst der Böswilligste spüren. Die Moskauer reihen sich hintereinander auf, wenn sie auf ein Verkehrsmittel warten. Wenn ein Milizmann die Trillerpfeife ansetzt, dann steht der Sünder, ganz gleich ob Fahrer oder Fußgänger. Die Dolmetscherinnen, Führerinnen und Betreuerinnen waren geduldig, hilfsbereit, aufgeschlossen und sehr freundlich, aber nicht leichtfertig. Darüber im Gespräch am Rande von einem Moskauer Kollegen befragt, erwiderten wir: „Die Moskauer Frauen sind sehr diszipliniert.“ Er widersprach nicht und wiegte sinnend den Kopf; er verzieh dem Besucher die etwas kalte Einschätzung. Aber dann bemühte er sich um eine umfassendere: „Sie wird nie versuchen, über die Liebe Vorteile zu erlangen.“

Wieland Herzfelde

VERSE ZUM 40. JAHRESTAG

I

Zwei Leben

*Zwischen Blumen und Bergen
Zwischen Büchern und Träumen
Begann mein Leben*

*Zwischen Trauer und Lügen
Zwischen Eisschlamm und Leichen
Zerrann mein Leben*

*Als der Funkspruch „An alle!“
Meine Stirn traf, erwacht ich
Zu neuem Leben*

*Dank und Gruß den Genossen
Die mich lehrten: statt einsam
Gemeinsam leben*

*Manchmal schwer und gefährlich
War's doch sinnvoll – und also
Ein schönes Leben*

Seit vierzig Jahren

*Wie der Bauer früh und abends
zum Himmel blickt und
das Wetter studiert*

*Wie ein Arzt, der unermüdlich
die Röntgenbilder
vors Auge sich hält*

*Wie die Kinder auf der Reise
mit großen Augen
durchs Zugfenster schau'n*

*So, seit vierzig Jahren, such ich
in jeder Zeitung
ob Nachricht sie bringt*

*Aus dem Land, wo Mut und Wissen
des Goldes Macht und
die Schwerkraft bezwang.*

Günther Cwojdrak

SCHICKSAL UND GLEICHNIS

Zu Scholochows Erzählung „Ein Menschenschicksal“

Ich habe diese Geschichte mit Anteilnahme, ja mit Bewegung gelesen. Scholochow erzählt nicht nur ein Menschenschicksal, sondern auch ein Gleichnis. Der Russe Andrej Sokolow, Schlosser und Lastwagenfahrer, hält Rückschau auf sein eigenes Leben; zugleich tritt das Schicksal eines ganzen Volkes, ein halbes Jahrhundert Geschichte vor uns hin.

Sokolow berichtet über seine Herkunft und Jugend: „Zuerst habe ich gelebt wie jeder andere auch. Ich stamme aus dem Gouvernement Woronesh, bin 1900 geboren. Im Bürgerkrieg war ich in der Roten Armee, in der Division von Kikwidse. 1922, im Hungerjahr, ging ich nach dem Kuban

und schuftete dort für Kulaken, drum habe ich die Zeit überstanden. Aber Vater und Mutter und meine kleine Schwester sind zu Hause verhungert. So bin ich allein geblieben, weit und breit keine Verwandten, nirgends auf der Welt eine Menschenseele.“

Sokolow arbeitete zuerst als Zimmermann, dann lernt er Schlosser. Später heiratet er das Mädchen Irina, eine Waise, die in einem Kinderheim erzogen wurde. Ein Junge wird geboren, zwei Mädchen folgen. Sokolow wird Lastwagenfahrer, die Familie baut sich ein kleines Häuschen, die Kinder wachsen auf. Über Nacht kommt der Krieg. Sokolow rückt ein, gerät in Gefangenschaft, entflieht nach schweren Jahren. Er erfährt, daß seine Frau und die beiden Töchter bei einem Bombenangriff getötet wurden; in Berlin schließlich, am letzten Tage des Krieges, tötet ein Scharfschütze auch seinen Sohn. Andrej Sokolow ist allein. Er beginnt wieder zu arbeiten. Er nimmt ein Waisenkind zu sich und gibt sich als dessen Vater aus.

Eine große Last hat das Leben dem Andrej Sokolow aufgebürdet; sein Gesicht ist gezeichnet, seine Augen erzählen stumm: „Hat jemand schon einmal Augen gesehen, die wie mit Asche bestreut sind, aus denen ein so unsägliches Leid spricht, daß man sich scheut, ihrem Blick zu begegnen?“

Andrej Sokolow, ein russischer Arbeiter, hat nie aufgegeben. Bürgerkrieg, Hunger, Einsamkeit, feindliche Übermacht, Flammen und Zerstörung: er hat alles überstanden, er war stärker. Er träumt von Irina und seinen Kindern, sein Kissen ist oft naß von Tränen; er, der Frau und Kinder verloren hat, sorgt für den Jungen, der seinen Vater verlor. Sein Herz ist müde geworden, es zieht sich in Krämpfen zusammen, aber auch jetzt denkt Sokolow nicht so sehr an sich: „Ich fürchte, ich werde einmal im Schlaf sterben und meinen Jungen zu Tode erschrecken.“

Der Junge nimmt das Leben aus der Hand eines Menschen, dessen eigene Zeit sich dem Ende nähert. Sokolows Liebe, sein Leid, sein Haß, seine Bewährung, alles ist immer gegenwärtig gewesen; Zukunft war die Gegenwart, die er verändern half.

Man könnte denken, das Leben selbst habe die Geschichte des Andrej Sokolow erzählt. Es bedarf einer großen Kunst, eine solche Wirkung zu erzielen. Scholochow liebt den Menschen, dessen Schicksal er erzählt hat; er liebt das Land, in dem ein Mensch wie Sokolow aufwachsen konnte. Seine Liebe hat Scholochow nicht blind gemacht, sondern sehend: er sieht den Sieg des Menschen, der sich im Großen Oktober zu befreien begann.

WELTLICHE HYMNE

Nachgelassenes Fragment

*Suchend im Dmmerlichte,
Traum oder Wirklichkeit,
las ich im Buch der Geschichte,
wie sich die Welt erneut.*

*Lärm von den fiebernden Fronten,
traf des Knaben Ohr.
Die nicht mehr warten konnten
gingen zum Angriff vor.*

*Worte, im Winde geflűstert,
kaum gesprochen, verweht.
Angst der Erde verschwistert –
wie sie im Traum vergeht.*

*Draußen Kreuze und Gräben,
wesend Menschen und Getier.
Schatten und Schemen schweben
zwischen dorten und hier.*

*Die das Morden zerstreute,
ludern und lumpen bei Sekt.
Draußen Meute und Beute,
frierend, zerlumpt und verdreckt.*

*Zaren, Minister, Popen,
gegen Kugeln gefeit.
Westliche Philantropen
predigen Einfachheit.*

*Schisma und Bann vergessen,
Synode und Heiliger Stuhl.
Schneider-Creusot, Krupp-Essen,
Alle im gleichen Pfuhl.*

*Kirchenbanner und Bettel,
falsche verlogene Pracht, –
selbst die älteste Vettel
wird mobil gemacht:*

*Gegen die Bolschewiken!
Grog und Galgen und Gold.
Will es auch dann nicht glücken,
wenn man Verstärkung holt?*

*Feldherrn, nebst Ordonnanzen,
reich betrefst und verschnürt, –
sozialistische Schranzen
werden zur Front transportiert:*

*Thomas, Kerenski, Möpse
gleicher Mischung und Art,
gesprochne, gesoffne Schnäpse,
um Mister Wilson geschart.*

*Prozessionen Läuse
schieben sich in den Weg,
sichern auf ihre Weise
sich ein Privileg.*

*Endlich auch Admirale
rudern auf Schiffen heran,
Lüge, Gier und Kabale
bis aufs Messer human.*

*Gegen die Hungerleider,
die ihre Kraft erkannt,
ziehen Denikin und Gajda,
Judenitsch, Koltschak durchs Land.*

*Huren, dichtende Dusel,
eilen zur Assistenz.
Liberalistischer Fusel
wird den Armen kredenzt.*

*Auf den Dächern die Kater
heulen ins Mondenlicht:
Hofballett und Theater
spielen für Lenin nicht.*

*Schnell den Schmuck in die Truben
und im Garten verscharrt!
Stiefel, statt Stöckelschuben!
zornig die Diele knarrt.*

*Kegelt der Tod Schlag Neuner,
löscht das Licht im Saal,
fiedeln die Zigeuner:
aus! Es war einmal!*

*Schlank, Aurorens Geschütze
donnern: Sowjetmacht!
Jagen Blitze und Blitze
in die entweichende Nacht.*

*Über die winterverwehten
Steppen das Mondlicht geht.
Lauschende hören: in den Drähten
summt schon Dekret auf Dekret!*

*Frieden, Brot und Boden!
Hammer schlägt! Esse raucht!
Menschseins brausende Oden,
Zärtlichkeit überbaucht!*

*Kleinbürgerstumpfe banale
Gefühle zu Fetzen zerpfückt!
Völker hörn die Signale,
atmen die Erde beglückt.*

*Traumwandler mitten im Tage,
Tagwandler mitten im Traum!
Jahr! es ragt eine Sage
hin über Zeit und Raum!*

*Duldend Schweigsame rühren sich,
geben sich selbst das Gesetz,
Rotgardisten formieren sich:
alle Macht den Sowjets!*

*Nachts, die ungeheuern
Himmel voll Sternenbauf.
Stumm an den Lagerfeuern
ziehen die Posten auf.*

*Smolny. Genosse Lenin
von Proleten umschart.
Auch wir Späten noch sehn ihn,
als wäre es Gegenwart.*

*Keine Apotheose,
die uns von ihm trennt,
seine Genossen alle:
Arbeiter, Bauer, Student!*

*Phrasen und Lobbudeleien
bleiben vor der Tür.
Lenin und seine Getreuen,
Menschen, wie ihr und wir.*

*Führer, dem Volke ergeben,
fleißig, bedürfnislos zäh,
sein Leben, unser Leben
glorreiche Epopöe!*

*Wahrheit, nicht auszudichten,
wär's, erzählt ich jetzt leis
alle die Geschichten,
die ich von Lenin weiß.*

*Wie er mit Kindern spielte
und aufs Essen vergaß,
wie sein Herz erbebt
wenn er Puschkin las,*

*auch was Gorki erzählte,
der ihn gut gekannt, –
auch von dem Arbeiter, der ihn
„schlicht, wie die Wahrheit“ genannt.*

*wie er die Meister verehrte,
wie er, was er gelernt,
lebte und es vermehrte,
wie er sich nie entfernt*

*von dem Herzen der Massen,
das ja sein eigenes war,
wie er in Lieben und Hassen
menschlich war, wunderbar,*

*wie er den Prunk und die Pose
scheute und alles mied,
was ihn von seinen Gefährten
trennte und unterschied,*

*wie er bescheiden lebte
und den Hochmut belacht
und die Nutznießer haßte
und die Mißbraucher der Macht,*

*wie er Diebe bestrafte
und die Korruption . . .
unsere Lesebücher
schreiben zu wenig davon.*

*Freilich: unsterbliche Taten
stehn in der Menschheitschronik,
– die Züge, die privaten,
bleiben Kammermusik.*

*Ich will Lenin sehen
wie er war und ewig sein wird,
hoch auf dem Sockel stehend
und doch nicht dramatisiert!*

*Härter ein Zug oder milder:
eines Menschen Gesicht!*

*All die Historienbilder
gleichen dem Menschlichsten nicht.*

*Gletscher zerspellen und neue
Welten werden im Nu,
schüchterne, menschenscheue
Menschen sagen sich DU!*

*Völker, wunderbar-fremde,
drängen in Scharen nach vorn,
Hirtenstämme und Jäger,
weit hinter Bergen verlorn,*

*steile, schneeige Firne
stoßen durchs Wolkengebräu,
tosend kreisen Gestirne
über Pamir und Altei,*

*Götzen zu Weihe und Segnung,
drohende Schicksalsmacht,
schleudert Weltenbegegnung
in der Vergangenheit Schacht.*

*Jagen auf mähnigen Pferden
sehnige Männer heran,
Hirten, Herren der Herden,
endend Kbnat und Khan!*

*Morgenland naht und zweigt sich,
blühend ohne End.
Schau: im Osten zeigt sich
Neustes Testament!*

*Wüsten, heiße Böen
schwanken Fernen herbei,
Urwald, Palmenalleen
Papageiengeschrei.*

*Tänzer, Tänzerinnen,
zimbelnd im Wechselschritt,
zeltende Nomaden
trägt die Wüste mit.*

*Blühende Oasen,
einer Flöte Spiel,
die Kamele grasen,
Abend fächelt kühl,*

*Unter Purpurstrahlen
kauert schon der Traum,
Sterndemanten funkeln,
Träumer atmen kaum,*

*formen ihre Münder
Verse zum Gebet?
Ist es der Verkünder
Geist, der durch sie geht?*

*Heulen die Schakale
Wut und Furcht im Maul,
Wächter am Kanale
ängstet kein Gejaul.*

*Schwimmt noch die Galeere
hin zum Roten Meer,
aber Sklavenheere
rudern sie nicht mehr.*

*In der Derwischtrommel –
was ist das für Takt?
Häfen haben alle
plötzlich rot geflaggt.*

*Indiens Farben steigen
stolz am Mast empor
und ein Mädchenreigen
tanzt im Blütenflor.*

*Spiegeln sich Paläste
in den stillen Seen,
wenn die neuen Gäste
heiter sich ergehn.*

(1957)

KLEINE SCHACHGESCHICHTE

Sie sagen das so: Beim Schachspielen soll man immer nur ans Schachspielen denken! Wenn das so einfach wäre. Ich hab's schon erlebt, daß meine Gedanken ständig auf Wanderschaft in alle Himmelsrichtungen waren, obwohl ich eigentlich meinen ganzen Grips nötig gehabt hätte, um das Spiel zu gewinnen. Jawohl, mein Lieber, ich hatte es nötig zu gewinnen, ganz mächtig nötig sogar.

Nein, natürlich ging es nicht um Geld, wer spielt denn schon um Geld Schach, es ging um ganz was anderes, um viel mehr, sage ich Ihnen.

Ach, das ist eine ziemlich umständliche Geschichte, das war damals im Lager, wissen Sie. Schachspielen war uns der Ersatz für fast alles, was man sonst treibt, wenn man nicht gerade arbeitet, ißt oder schläft. An Kino, Theater, Radio, Bücher, Sport oder gar Liebe war noch kaum zu denken; der Krieg war knapp vorbei, und die Polen, bei denen wir im Lager saßen, hatten ganz andere Sorgen als die Freizeitgestaltung für deutsche Kriegsgefangene.

Aber das ist wohl so mit dem Menschen, ohne ein Spielchen dieser oder jener Art kann er auf die Dauer nicht auskommen. Manche spielten ja auch Skat oder Mühle oder Mensch ärgere dich nicht, aber das waren eigentlich nur wenige; und wenn irgend jemand meint, der Dauerskat gehöre zum deutschen Nationalcharakter, bei uns im Lager hätte er sich eines anderen belehren lassen können. Nein, die meisten spielten eben Schach, das war doch mehr als nur ein Mittel, um die Zeit totzuschlagen.

Schach war Trumpf, wenn Sie diesen vermanschten Ausdruck erlauben wollen, und da hätte mal einer so eine Stunde nach Feierabend, wenn alle sich gewaschen hatten und satt waren, in die Baracke kommen und vielleicht „Weißer Holunder“ oder so was grölen sollen – o wie schnell der wieder draußen gewesen wäre!

Um diese Zeit saßen wir nämlich schon alle an den Brettern, oder wer nicht saß, der stand dabei und hielt den Atem an, denn immer und überall ging es um Baracken- oder Block- oder Lagermeisterehren.

Am Tor hatten wir eine große Schautafel angebracht, und wenn abends die Kommandos nach Hause kamen – nach Hause ist übrigens gut, also wenn wir von der Arbeit kamen, blieben wir immer zuerst an der Tafel stehen, um uns an der Meisterschaftstabelle unsere Chancen auszurechnen.

Aber dann kam eine Zeit, da wurde einigen von uns diese Tafel zu einem Dorn, der ganz ekelhaft ins Auge pickte.

Natürlich, das ist nicht so ohne weiteres zu verstehen, das muß ich erklären: Sehen Sie, ein paar von den dreitausend Männern, die da im Lager saßen, waren nämlich eines Tages darauf gekommen, daß Schachspielen zwar eine gute Sache sei, die dafür sorgt, daß der Geist immer schön blank geschauert bleibt, daß man aber andererseits vielleicht doch noch Nützlicheres mit der Zeit anfangen könne. Die fingen nun plötzlich an, Politik zu machen – und der Friede war hin, sage ich Ihnen.

Oh, ich sehe, Sie nicken mit dem Kopf, sie teilen die Empörung über die Friedensstörer; diese Schachatmosphäre, von der ich Ihnen erzählte, war so recht nach Ihrem Herzen, und Sie meinen, wir hätten ruhig dabei bleiben sollen, nicht wahr!

Ich muß Ihnen einen noch größeren Schmerz antun, denn ich, Ihr ständiger Donnerstagabendpartner, war damals einer von diesen Kerlen, die das Schachspielen plötzlich mit scheelen Augen ansahen.

Wie ich dazu gekommen bin, das ist schon wieder eine andere Geschichte, die gar nicht hierher gehört, es genügt zu wissen, daß ich mit meinen zwanzig Jahren der weitaus jüngste unter den sechs Kriegsgefangenen war, die eines Tages den „Antifa-Block Arbeitslager Warschau“ gegründet hatten und fast über Nacht aus eifrigen Anhängern zu grimmigen Gegnern des Schachspiels geworden waren.

Nein, ich glaube nicht, daß Schachspiel und Politik prinzipiell unvereinbar sind, aber das damals, das war, wie man so sagt, eine besondere Situation.

Wir vom Antifa-Block hatten uns nämlich klargemacht, daß unsere Politik so lange eine ganz schäbige unfruchtbare Sache bleiben mußte, solange sie nur von uns sechs gemacht würde. Wenn etwas Ordentliches daraus werden sollte, mußten alle mitmachen, dachten wir – und da eben kam uns das Schachspiel in die Quere.

Nicht nur, daß wir zuerst regelmäßig aus den Baracken herausflogen, wenn wir am Sonntagmorgen oder nach Feierabend auftauchten, um die Kumpels, die sich gerade mit einem Damenopfer oder einer Pattdrohung abquälten, über die internationale Lage oder die Quellen des Mehrwerts aufzuklären, viel schlimmer noch – sie setzten uns mit ihren Schachspiel-erfahrungen matt.

Aber das kann man nur verstehen, wenn man weiß, daß das Schachfieber zu jener Zeit gerade seinen Höhepunkt erreicht hatte und es außer uns kaum jemanden gab, den es nicht gepackt hielt. Sie wissen ja, wie das ist, wenn man zuviel gespielt hat, man denkt nur noch in Schach: das karierte Hemd eines Vordermannes beschwört die Vision eines wunderbaren indischen Gambits herauf, die Gedanken bewegen sich nur noch im Rösselsprung, und

beobachtet man, wie zwei Leute aneinander vorübergehen, so sagt es im Hinterkopf: Rochade.

Und noch etwas müssen Sie wissen, um unsere mißliche Lage begreifen zu können: der Ausgang jeder Mannschaftsmeisterschaft stand eigentlich immer von vornherein fest, es gab nur einen Favoriten, und das war die Mannschaft der Offiziere.

Das hatte zwar ganz natürliche Gründe – Sie brauchen ja nur daran zu denken, daß die meisten dieser ehemaligen Lehrer, Rechtsanwälte und Landräte schon viel länger im Training waren als all die Maurer und Landarbeiter und Schofföre, die doch die Masse der einfachen Soldaten und jetzt Gefangenen ausmachten, und außerdem brauchen Sie nur zu wissen, daß die Offiziere nicht, wie wir anderen, arbeiteten, sondern als Lagerfeuerwehr eingesetzt waren und den ganzen Tag lang über den Brettern hockten; aber Gründe hin, Gründe her, wenn wir behaupteten, es sei jetzt an der Zeit, selber die Politik zu bestimmen – „unser Geschick in die eigenen Hände zu nehmen“, sagten wir wohl –, oder wenn wir einen künftigen Staat der Arbeiter und Bauern beschworen, dann hörten wir immer wieder das gleiche dämliche Argument: „Die Arbeiter sind zu dumm dazu, das lehrt nicht nur die Geschichte („Ach, hör auf, was gehn uns die Russen an!“), das lehrt uns nicht zuletzt das Schachspiel. Seht euch doch die Tabellen an: Offiziere gegen Baracke VI – 10 : 0, Offiziere gegen Baracke II – 10 : 0, Offiziere gegen Baracke IV – 8 : 2, na ja, ein blindes Huhn findt auch ein Korn... Schach ist die beste Probe auf die Intelligenz, und die Offiziere liegen vorn, so ist's und so bleibt's, im Schach und auch in eurer dämlichen Politik!“ Dies meinte ich, als ich sagte, unsere Kameraden setzten uns mit ihren Schachspielerfahrungen matt.

Was half es, daß wir etwas von Umweltsbedingungen und historischen Vorurteilen erzählten, Tatsachen sind ein hartnäckig Ding, und Tatsache war, daß wir es mit einem Haufen Schachfanatiker zu tun hatten und daß die Offiziere jedes Spiel gewannen.

Da brachte Hans seine Beschlußvorlage ein – o ja, so etwas hatten wir damals schon.

Hans beantragte nicht mehr und nicht weniger, als daß wir, die Mitglieder des „Antifa-Blocks Arbeitslager Warschau“, das nächste Lagerturnier zu gewinnen hätten.

Er begründete das mit einer langen Rede, in der sehr viel von „den Feind mit seinen eigenen Waffen schlagen“, von „Belehrung der Massen an Hand ihrer eigenen Erfahrungen“ und immer wieder von „den Erfordernissen des Klassenkampfes“ die Rede war.

Ja, Sie haben gut grinsen, aber uns war gar nicht danach, wir diskutierten das Problem mit heiligem Ernst.

Mir, dem Benjamin, leuchtete die Sache ja ohne weiteres ein, so etwas war gerade das Richtige; ich glaube, wenn es die „Erfordernisse des Klassenkampfes“ verlangt hätten, hätte ich mich auch daran gemacht, Aztekisch oder den Indischen Seiltrick zu lernen – aber die anderen . . .

Florian war der Schlimmste. Florian war ein Gießereiarbeiter aus Würzburg. Sie hätten ihm das nicht angesehen, diesen schweren Beruf, meine ich, Sie hätten ihn vielleicht für einen alten Jockei oder so was gehalten, denn er war ein schwächtiges Kerlchen mit einem eisengrauen Kopf. Aber Florian hatte Mumm in den Knochen, und wehe, wenn er einen Zorn hatte. Damals, als Hans seine prächtige Vorlage einbrachte, da hätten Sie ihn sehen sollen!

„Purer Opportunismus!“ brüllte er, „Zurückweicherei! Kompromißler-tum!“ Er durchwanderte in seiner Rede alle nur denkbaren Arten von Abweichungen und erfand zu den uns bis dahin bekannten noch einige hinzu, die in ihrer Schändlichkeit alle anderen übertrafen. Jedenfalls eines stünde fest, er, Florian Weidenbacher, werde sich dazu nie hergeben, und Politik werde immer noch mit Politik gemacht und nicht mit albernem Spielchen.

„Alberne Spielchen“, sagte er . . . Es war klar, Florian war ein Sektierer. So etwas muß Hans ihm wohl auch gesagt haben, denn es dauerte einige Tage, bis er überhaupt wieder mit uns sprach. Das war ihm wohl doch an die Nieren gegangen, denn einmal ein Sektierer gewesen zu sein, war der ständige Vorwurf, den er gegen sich erhob. Jedenfalls als wir nach einer Woche heftigster Diskussion über Hans' Antrag abstimmten, hob auch Florian knurrend die Hand. „Beschluß einstimmig angenommen.“

Das gab Arbeit, sag ich Ihnen, denn der „Schachbeschuß“ besagte nicht nur, daß wir allabendlich unter Hans' Anleitung Eröffnungen und Endspiele zu studieren hätten, er verpflichtete uns gleichzeitig, „kulturelles Leben zu entfalten, um die bisherige einseitige Orientierung desselben auf Schachspiel allein zu beseitigen“. Und ob wir entfalteten!

Wir organisierten einen Goethe- und einen Heine-Zirkel und taten es nicht unter „Faust II“. Wir trieben Sänger auf und Dichter und Bühnenbauer und Kulissenmaler und hatten eine großartige Premiere mit dem „Weißen Rössel am Wolfgangsee“. Wir sammelten für einen Fußball und gründeten so etwas wie eine „Gesellschaft zur Verbreitung wissenschaftlicher Kenntnisse“. Wir taten alles, um den Schachzauber zu zerstören, und gleichzeitig trainierten wir für die kommenden Schachmeisterschaften. Willi, der sich in so etwas auskannte, behauptete, das sei Dialektik.

Der Endkampf um den „Großen Pokal vom Oboz Pracy“ („Oboz Pracy“ heißt „Arbeitslager“, und der Pokal war eine Blumenvase, nach deren Herkunft wir uns besser nicht erkundigten), der Endkampf war auf Ostern angesetzt, und mit dem Schlafen war es in diesem Frühjahr für uns sechs nichts. Bei Hans mußte man die Varianten der Nimzowitschverteidigung

oder der Spanischen Partie noch besser am Schnürchen haben als in der Schule die Kongruenzsätze; aber all das andere, so meinten wir, ging auch nicht ohne uns. So saßen wir denn, wenn wir nicht gerade gemeinsam mit Aljechin oder Capablanca beschäftigt waren, in den Ecken und memorierten Texte oder dachten uns populäre Beispiele für „wissenschaftliche“ Vorträge aus.

Glauben Sie mir, es war eine Hundearbeit, und wenn Hans uns nicht immer an unsere Beschlußstreue gemahnt hätte, ich weiß nicht, was aus der Sache geworden wäre.

Am schlimmsten war es nach wie vor mit Florian. Er brachte es fertig, mitten in seiner Übung für den Lemurenchor bei Faustens Grablegung – zu einer Solopartie hatte er sich nicht verstehen wollen – in Verwünschungen über die „Zurückweichler“ auszubrechen. Er lernte gewissermaßen unter ständigem Protest, und nach Willi war auch dies wieder Dialektik. „Die Revolution marschiert geradeaus!“ sagte Florian. „Die Finten und die Haken“, behauptete er, „sind Sache der Reaktionäre. Wir bieten dem Feinde die Stirn und weichen nicht!“

Aber was half ihm das alles; wenn sich unsere kleine Mannschaft in den Vorrundenkämpfen an die karierten Bretter setzte, hielt er wacker mit, denn Beschluß war Beschluß. Er hatte keine leuchtenden Einfälle wie Hans oder Martin, unser Pastor, er wußte nichts von den kindischen Listen, mit denen ich es immer versuchte, er war, obwohl voll Zorn über die unwürdige Beschäftigung, beim Spiel stets ruhig, er entsann sich aller Regeln und Varianten zu rechter Zeit, kurz, er absolvierte das „alberne Spiel“ stets wie eine lästige, aber wichtige Arbeit – und sammelte dabei viele wertvolle Punkte für uns.

So schafften wir es bis in die Endrunde; unsere Gegner waren, wie gar nicht anders zu erwarten, die Offiziere.

Doch bevor das entscheidende Match begann, gab es neue Komplikationen. Ich weiß nicht, was Hans eingefallen sein mochte, jedenfalls stellte er sich am Vorabend der großen Schlacht in der Baracke IV auf einen Stuhl – er war da in eine Diskussion über die Beseitigung des Bildungsmonopols verwickelt – und erklärte, alle, die da mit einem Schachbrett vor dem Kopf herumliefen und meinten, im Kampf auf den vierundsechzig Feldern zeige sich die Intelligenz, sollten nur morgen in den Kulturraum kommen, da würden sie erleben, wie wir, einfache Soldaten und Arbeiter wie sie, die Offiziere schlugen.

Der Hohn und Spott in der Baracke war nichts gegen den Krach, den wir Hans bereiteten. Was hatte er sich denn dabei gedacht? Bisher hatten wir uns langsam und unauffällig vorangearbeitet, und niemand hatte etwas daran gefunden, daß wir an die zweite Stelle in der Tabelle gerückt waren, nach

den Offizieren mußte ja eine der anderen Mannschaften Zweite werden. Würden wir gegen die Offiziere verlieren, so wäre gar nichts dabei. Jedenfalls bisher nicht. Aber nun . . . Nun mußten wir gewinnen, sonst waren wir für immer unmöglich. „Seht mal die Angeber, die Großmäuler, die wollten die Offiziere schlagen, hahal!“

Und dann natürlich Florian. Florian wütete. Ihm war noch besonderes Leid geschehen: Hans und der dicke Hauptmann Zander, die beiden Mannschaftsführer, hatten sich über die einzelnen Partner des Spiels geeinigt, und dabei war Florian der „halbe Oberst“ als Gegner zugewiesen worden. Dieser Oberst hieß der „halbe“, weil er eins seiner beiden Schulterstücke verloren hatte und nur noch das andere ihm verbliebene voll Stolz auf der leicht angezogenen Schulter trug. Man hatte ihn wohl mehr aus Respekt in die Mannschaft genommen, denn eine Kanone war er nicht gerade. Er hatte darum gebeten, so sagte Hauptmann Zander, ihm doch bitte einen älteren Herrn Kameraden zum Gegner zu geben. Und das war Florian.

„Mit diesem Stabsreptil“, schrie Florian, „mit einem Junkerknopp soll ich mich an einen Tisch setzen und ein Spielchen machen! Das hat man von seiner Disziplin und von eurem Zurückweichen. Stellt mich mit ihm auf eine Tribüne, ruft das ganze Lager zusammen, laßt mich mit ihm diskutieren, und ich werd's ihm zeigen! Aber nein, spielen soll ich mit ihm. Händchen schütteln und: „Bitte schön, Herr Oberst, Herr Oberst haben den ersten Zug!“ Vielleicht geh ich noch mit ihm kegeln, wie? Soweit kommt man, wenn man klein beigibt, wenn man rückwärts anstatt vorwärts marschiert. Schlagen muß man die Kerle!“

„Tu das“, sagte Hans, „tu das morgen am Schachbrett.“

Ja, Herr Nachbar, in solcher Stimmung waren wir, als wir am Ostermorgen in den Kulturraum gingen.

Auch wenn Hans nicht seine marktschreierische Ankündigung gemacht hätte, wäre es voll genug geworden, so aber war wirklich nicht ein Quadrat-zentimeter unbesetzt, ausgenommen die Plätze der zwölf Spieler natürlich. Selbst auf dem Hof der Baracke standen eine Menge Leute. Für sie war die große Demonstrationstafel, die die Tischler dem Schachkurs gespendet hatten, an die Außenwand gehängt worden. Die interessantesten Stellungen des Endkampfes sollten darauf gezeigt werden.

Die Wäscherei hatte ein paar frische Bettlaken hergeliehen, die über die Tische gebreitet waren, und zwischen den Brettern standen sogar Blumen.

Die Offiziere taten den ersten Zug; wir waren im Spiel.

Was soll ich Ihnen viel erzählen: als alle ihre erste Partie gespielt hatten, war es Mittagszeit, und eigentlich war noch gar nichts entschieden.

Hans und unser Pastor hatten ihre Partien gewonnen. Das war schon etwas, denn immerhin waren ihre Gegner, Zander und ein Luftwaffenmajor,

die eigentlichen Schachkönige des Lagers. Walter, der nie etwas riskieren wollte, hatte verloren, ebenso Willi. Bei dem war seine „dialektische“ Spielweise schuld. So nannte er jedenfalls seine verrückte Art, wie wild auf dem Brett herumzufuhrwerken und sich ständig in Widerspruch mit aller Vernunft und Erfahrung zu befinden. Bei seinem Gegner, einem etwas pedantisch spielenden Oberlehrer, war damit gar nichts zu holen.

Ich verlor auch. Mich würgte der Strick, den uns Hans mit seiner Angeberei um den Hals gelegt hatte. Ich sah mehr auf die Figuren der Nachbarn als auf meine eigenen, und als ich einen Turm gegen einen Bauern verloren hatte, gab ich die erste Partie des „Klassenkampfes“ verloren.

Und Florian? Florian spielte *furioso*. Er ging ran, er marschierte vorwärts, er griff an. Wenn sich der halbe Oberst einen älteren Herrn Kameraden gewünscht hatte, davon war nichts an Florian. Die Schmach, mit einem Stabsreptil Schach spielen zu müssen anstatt Politik zu machen, die Wut über die Zurückweichtaktik beflügelte seine Züge sozusagen. Florian gewann in großer Manier.

Also stand es 3 : 3, als wir Pause machten.

Wir gingen nicht gerade erhobenen Hauptes zum Mittagessen, ich schon gar nicht, aber immerhin, wir waren fürs erste noch einmal davongekommen.

Die Menge vor der Kulturbaracke war noch größer geworden, als wir zurückkamen. Irgend jemand rief uns zu: „Gebt's ihnen nurl!“, und erstaunlicherweise lachte niemand.

Na schön, wir spielten jetzt Weiß, und außer dem Klappern aufgesetzter Figuren war in dem Raum nichts zu hören. Aber durch die geöffneten Fenster kam hin und wieder das Stimmengewirr der Wartenden.

Die Offiziere hatten inzwischen wohl gemerkt, daß der Lorbeer diesmal etwas höher hing als sonst, denn sie ließen alle Minen springen. Als das Licht eingeschaltet wurde, waren erst zwei Partien beendet; der Pastor und der Flieger hatten sich auf remis geeinigt, und der Oberlehrer hatte Willi kühl und sachlich erledigt.

$\frac{1}{2} : 1\frac{1}{2}$ für die Offiziere.

Dann standen Hans und Hauptmann Zander auf; an der Art, wie der Hauptmann sich verbeugte und Hans die Hand schüttelte, sah ich, daß Hans uns auf $1\frac{1}{2} : 1\frac{1}{2}$ gebracht hatte.

Wenig später sagte Walter neben mir ganz leise, aber mit ungeheurem Triumph: „Patt!“ Er war über seinen eigenen Schatten gesprungen und hatte dem Leutnant Lauffer, einem geriebenen Fuchs, ein Unentschieden abgezwungen. 2 : 2.

Ich war diesmal auf dem Wege zu gewinnen. Nur, ich hätte es nicht wissen dürfen. Aber ich wußte es, und darum verlor ich, wie das immer bei mir ist, den Kopf und bald auch den Springer, den ich meinem Gegner vor-

aus hatte. Ich konnte froh sein, wenigstens ebenfalls mit einem Unentschieden davonzukommen.

Also stand es $2\frac{1}{2} : 2\frac{1}{2}$ in der zweiten Spielhälfte und im Gesamtkampf $5\frac{1}{2} : 5\frac{1}{2}$.

Blieben noch Florian und der halbe Oberst.

Die beiden Alten kämpften, als ginge es um ihr Leben. Florian war sogleich wieder losgebraust, aber diesmal war der halbe Oberst auf der Hut. Er spielte, als wäre er wieder der IA im Stab der Division und als wären die Bauern, die er da vorsichtig über das Brett schob, Kompanien und Batterien. Er befestigte die Stellung um seinen König wie die letzte Festung eines langen Krieges, und seine Türme bedrohten wie schwere Mörser Florians Sturmlinien.

Florian biß sich fest. Über seinem ganzen Spiel hatte es wie „Vorwärts, immer nur vorwärts!“ und „Angreifen muß man, angreifen und schlagen!“ gestanden, und nun lag er vor den uneinnehmbaren Wällen, die der Oberst, der jetzt durchaus ein ganzer war, errichtet hatte, und konnte nicht weiter.

Florian knirschte mit den Zähnen, aber das half ihm gar nichts.

Sicherlich wußte er nichts von dem Stand der übrigen Partien, er wußte nicht, daß es von ihm abhing, ob wir verlören, gewonnen oder Unentschieden machten, er hatte ja nicht ein einziges Mal aufgesehen.

Er dachte bestimmt auch nicht mehr daran, warum wir in diesen Kampf gegangen waren, warum wir gewinnen mußten.

Er sah nur noch, daß ihn dieser halbe Oberst festgenagelt hatte, dieser Junkerknopp, und daß es nicht mehr lange dauern würde, bis es aus den feindlichen Türmen blitzen und dann bei ihm vernichtend einschlagen würde.

Da begann Florian seinen Rückzug. Er tauschte die Bauern, die er nicht mehr halten konnte, gegen die des Obersten ab oder deckte sie, wo er konnte. Er manövrierte seine Offiziere Schritt für Schritt und unendlich vorsichtig zurück und brachte sie in bessere Positionen. Er gab dem Obersten, der seine große Stunde nahen fühlte und beharrlich nachrückte, keine Chance...

Aber dann, was tat er nur...! Ein Stöhnen ging durch den Raum; wir waren alle disziplinierte Kiebitze, aber das war zuviel! –

Florian, der Angreifer, der Vorwärtsstürmer, der Feind aller Zurückweichler, zog einen Bauern, und jeder sah, daß seine Dame, das Kernstück seines Sturmkeils, der schon so jämmerlich zurückgeschlagen worden war, nun unweigerlich verlorengehen mußte.

Auch der Oberst sah es. Es war, als rief er „Feuer!“ in ein Telefon, das ihn mit hundert schweren Batterien verband, als er mit seinem Läufer über die Diagonale schoß.

Florian nickte und rückte wieder einen unscheinbaren Bauern.

„In drei Zügen matt“, sagte er und richtete sich etwas auf.

Wenn das vorher Ruhe gewesen war, ich weiß nicht, was es jetzt war. Das dauerte eine ganze Weile, und dann stand der Oberst auf und verbeugte sich vor Florian. Er sah aus, als ginge er ein zweites Mal in Gefangenschaft.

Ich will nicht sagen, daß wir nach diesem gewonnenen Spiel plötzlich das ganze Lager voller Antifaschisten gehabt hätten, aber leichter war's nun etwas. Das kam, weil Hans zum Angriff geblasen und Florian einen Rückzug gewonnen hatte.

Spielen wir noch eine, Herr Nachbar?

Ich habe Geschichte studiert und kenne nicht nur die Geschichte unseres eigenen Volkes, sondern auch die der anderen Nationen gut; ich habe jahrelang in der Schweiz gelebt und fühle mich dort zu Hause; ich war mit einem Italiener verheiratet, und ich habe sehr gern in Italien gelebt, all diese Umstände haben bewirkt, daß ich ganz frei von einseitigem Nationalismus bin, aber national fühle ich durchaus. Ich bin in den schrecklichen letzten Jahren oft an meinem Volk verzweifelt; aber gleichzeitig habe ich so viel Seelengröße, Opferbereitschaft, Heroismus und hohe Tugend gesehen und nach dem Zusammenbruch so viel Geduld und Haltung im Ertragen unermesslichen Elends, daß für mein Gefühl viel Schlechtes dadurch ausgeglichen ist . . . Deutschland zu dienen, Deutschland zu retten, haben in den letzten Jahren viele ihr Leben geopfert. Ihrer soll jetzt in Treue und Verehrung gedacht werden.

Ricarda Huch

(auf dem 1. Deutschen Schriftstellerkongreß, 1947)

Die Dichterin starb vor zehn Jahren, am 17. November

In diesen Tagen, da wir den vierzigsten Jahrestag des Großen Oktober feiern, wird Arnold Zweig siebzig Jahre alt. Es wäre müßig, dieses Zusammentreffen zu erwähnen, wenn nicht ein innerer Zusammenhang bestünde, der für Zweigs weltanschauliche und künstlerische Entwicklung bedeutungsvoll war. Auf eine schöne und eindringliche Weise läßt sich nämlich gerade an seinem Werk ablesen, was die Oktoberrevolution für die humanistische Literatur unserer Zeit bedeutet. Ohne den Großen Oktober, ohne den Sieg der jungen Sowjetmacht wäre Arnold Zweigs Romanzyklus ein nicht vollendetes Thema ohne historische Bestätigung geblieben. Obwohl die Oktoberrevolution dort keinen breiten Raum einnimmt, gibt sie doch den Maßstab und die Perspektive für das Geschehen in diesem bedeutendsten deutschen Romanwerk über den ersten Weltkrieg.

Wir dürfen heute mit Stolz und Freude auf ein Werk blicken, das in die deutsche Nationalliteratur eingegangen ist; der Roman „Die Zeit ist reif“, mit dem Arnold Zweig uns zu seinem siebzigsten Geburtstag beschenkt hat, zeigt an, daß er seine Arbeit mit schöpferischer Energie unermüdlich vorantreibt.

Arnold Zweig hat die Welt, wie er sie vorfand, nicht einfach hingenommen. Er hat stets nach dem „theoretischen Verständnis der ganzen geschichtlichen Bewegung“ gestrebt, er hat den Weg zur Arbeiterklasse gefunden, die in unserer Republik die Macht in ihren Händen hält.

Unserm Arnold Zweig, dem Freund und Kampfgefährten, sagen wir, auch im Namen aller Leser und Mitarbeiter, die herzlichsten Glückwünsche.

Die Redaktion



Arthur Zucraig

Johannes R. Becher

FÜR ARNOLD ZWEIG ZUM 70. GEBURTSTAG

am 10. November

Und wer erkennt...

*Felsen uralt,
Bersten und splintern,
Zeiten verwittern,
Feuer wird kalt.*

*Wüste wird Land.
Meere im Wandern.
Keiner andern
Gleicht eine Hand.*

*Hände sich mühen,
Hände vernichten,
Segnen und richten,
Lassen erblühen.*

*Über Zerfall,
Trümmern, verwehten,
Flug der Raketen
Jubelt ins All.*

*Hände, die sich
Einen mit Händen,
Träume vollenden,
Wenden auch dich.*

*Und wer erkennt,
Reicht in die Ferne,
Greift an die Sterne,
Wird Firmament.*

Dein ist die Macht

*Die Blumen lachen, wenn wir sie begießen,
Im warmen Sommerregen lachen Wiesen,
Und auch wir lachen in dem Blühen mit.
So sind wir Sonne und so sind wir Regen
Und kommen überall uns selbst entgegen,
Bald laut, bald leis, in jeder Art von Schritt.*

*So sprechen wir auch in der Bäume Flüstern,
So schweigen wir auch in der Nacht, der düstern.
Wir können nirgendwo uns selbst entgehn.
Du suchst die Stille auf, 's ist deine Stille,
Und auch der andern Wille ist dein Wille,
Denn warum läßt du ihn denn nur geschehn!*

*Die Wesen alle halten dich umfassen,
Bist ihre Freude und du bist ihr Bangen.
Allmächtig ist sie, deine Wesenheit.
Dein ist die Macht, zu enden und zu wenden.
Wie viele Hände sind in deinen Händen!
Du bist die Zeit und bist in Ewigkeit.*

Reich des Menschen

*Höhen, die wir erreicht,
Und die noch kein Mensch hat bezwungen,
Tiefen, die wir durchforscht,
Und die noch kein Mensch hat durchdrungen –*

*Strecken zur Strecke gebracht,
Von unseren Blitzen durchschossen,
Menschen zu Menschen erwacht,
Menschen wurden Genossen –*

*War wie diese je einer
Wesen der Wandlung und Wende,
Setzte der Not und dem Krieg,
Dem Grauen der Vorzeit ein Ende!*

*Wurde wie dieser je einer
Geprüft in der Schwere der Stunden,
Hat wie dieser je einer
In Qualen sich selbst überwunden?*

*War der Mensch je so stark
In unbezwingbarer Stärke,
Schuf der Mensch je solch Werk
Wie dieses Werk aller Werke!*

*Wurde erfüllt je solch Traum,
Ein solches Gedicht je gedichtet!
Es hat der Mensch sich sein Reich,
Das Reich des Menschen errichtet.*

Jahrtausendwende

*Wenn in der Jahrtausendwende
Ihr um Mitternacht
Brüderlich reicht euch die Hände
Und ihr glückhaft lacht –*

*Daß ich euch nicht störe,
Bleib ich fern allein,
Aber in die Jubelchöre
Stimm von fern ich ein.*

UNTERWERFUNG

So hatte dieser denkwürdige Tag begonnen: Schlag sechs klopfte der Wirt, zu wecken; Hartmut Schnabel, obwohl er sich erst vor vier Stunden niedergelegt hatte, rief aus dem halbwachen und müden Zustand seiner vom Abschied noch immer erregten Nerven soldatisch gerafft: „Ja, danke“, erhob sich ohne Zögern, kleidete sich an und frühstückte in dem kalten, von kahler Birne erhellten Zimmer Tee und ein Ei. Nun stand müden Aussehens ein wohlgekleideter, helläugiger junger Herr von dreißig Jahren am Fenster seines Abteils, das Abfahren des Zuges erwartend. Leute liefen, eine rote Mütze bewegte sich quer durch das Gesichtsfeld, jemand pff, vorn heulte es Antwort, und der Schnellzug Berlin-Frankfurt verließ keuchend die unfreundliche Halle. Graue Dämmerung sackte zu beiden Seiten des Zuges, und mit geschlossenen Augen aufgähmend lehnte der Jüngling seinen Blondkopf an das graue Polster. Er fühlte sich beklagenswert und schwer geschlagen, von der unnötigen Härte seines Vaters und Chefs vorzeitig wieder hinausgeschickt auf eine Geschäftsreise, die ihm noch nie so verhaßt gewesen war als jetzt, als heute, am Silvester, während er am vierten Januar auch noch Geburtstag feierte . . . War jemand so mißhandelt worden wie er? Was hatte er werden wollen? Marineoffizier, ja, etwas Blau-Goldenes, von Meerdunst Umwittertes – die regungslose Unterwerfung einer Front von Stillgestanden-Männern hatte er, den goldenen Dolch am Gürtel, einsaugen wollen wie Weiberduft; mit lässigen Bewegungen, leiser Stimme ungeahnt wilde Wirkungen auslösen, gute und böse, völlig nach Wahl, in großen Kerlen, weit stärker als er, aber in dieser stählernen Bordwelt ganz tief in die Hand der Herren gegeben und von innen treu zu ihnen aufblickend – zu ihm, zu H. S., zum jungen Leutnant. Und als was saß er jetzt hier? Als flauer Koofmich, pfui Teufel . . . Sohn des Hauses E. G. Schnabel, Elektrosalze usw., das wohl; aber das zog erst später Wert und Bedeutung aus der Atmosphäre. Für jetzt war er ein von allem Mut verlassener und melancholischer Reisender, ausgeschickt, Geschäfte zu machen und freundlich, höflich, allzeit gewinnend zu sein, wie immer es in ihm auch aussehen mochte. Erfolg sollte er haben, sich wegwerfen, um Geld zu machen, und Leute mit Lächeln und Liebenswürdigkeit umwerben, die ihm widerwärtig, ekelhaft, ganz und gar verächtlich waren . . .

Sein Vater fand sich nie in solcher Lage, ach nein! für diesen martialischen alten Herren, den jedermann für einen gepflegten Obersten in Zivil hielt, hatte die Welt ein verblüffend einfaches Aussehen! Hartmut konnte nicht umhin, er, der in zwei Wesen gespalten war, ein leise lebendes und ein öffentlich agierendes, die Einheit seines Herrn Vaters zu bewundern, wahrhaftig! Und er verschob sein hübsches Gesicht zu einem betrübten Lächeln, das leicht genug war, um bei geschlossenen Augen den kleinen blonden Bart auf dem rötlich gesunden Gesicht nur eben zu bewegen.

Eberhard Gottfried Schnabel – für ihn gab es vor aller anderen Unterscheidung zwei Klassen von Leuten: erstens die Uninteressierten, die für die Abnahme von Elektrosalzen (DRP. 18 77 23 Marke „E G S“) nicht in Betracht kamen; mit ihnen verkehrte man irgendwie, gesellschaftlich oder gar nicht, je nachdem – und zweitens die Interessierten, die entweder Kunden waren, sein konnten, werden sollten, oder zur Konkurrenz gehörten, als Fabrikanten oder Käufer anderer Fabrikate. Diese letzteren waren insgesamt „Verbrecher“, die anderen insgesamt „edle Menschen“ (in der Ausdrucksweise Hartmuts und seiner Schwestern gesprochen, die als Unwissende sich darüber mokierten), und so war die Welt schlicht geordnet. Es war nicht sehr sonderbar, daß Hartmuts erträumte Zukunft, Offizier zu sein, Vormund von Menschen, schneidig auszusehen und die Fernen zu befahren, den Zusammenstoß mit dieser festgebauten und fleischigen Einfachheit der Tatsachen nicht ausgehalten hatte... „Ich habe einen Sohn, hier, und ein Geschäft, da; so gab es Gott. Dereinst einmal wirst du's mir danken...“ Fort, hinweg über die abscheuliche Kampfzeit der kleinlichen Peinigungen und großen Auftritte – jetzt saß hier der Reisende Hartmut Schnabel, müde, bejammernswert, am Silvester, fünf Tage vor seinem Geburtstage... Hatte er nicht gebeten: „Laß mich doch noch bis zum fünften hier, Papa! Meyer in Göttingen kommt auch dann noch zu rechter Zeit dran!“ Gebeten, nach Tisch, wo der alte Herr naturgemäß in der besten Stimmung war... Und was war als Antwort gelandet? „Es tut mir leid, mein geliebter Sohn, daß dein Geburtstag diesmal ein bißchen gestört wird – aber es geht nicht zu ändern. Meyer in Göttingen hat wirklich Zeit, aber Herbstedt in Frankfurt pflegt am Zweiten zu bestellen, und da macht es sich sehr gut, wenn diesmal du am Ersten den freundschaftlichen Besuch machst, den ich bisher selbst erledigte... Du bist zum ersten Male dort, es ist eine besondere Ehre für dich, mein Kind... Und bei Brandt und Funke sprichst du auch vor. Silvester feierst du im Zuge; wir sind Arbeiter, lieber Freund“... Silvester im Zuge, und den Rückweg nicht einmal über Köln, sondern wieder über Göttingen, um dann Meyer zu erledigen, Hannover mitzunehmen und über Hamburg zurückzukommen. Das war ausgesucht abscheulich, so gern er sonst gerade in Göttingen weilen würde... Und seinen Geburtstag in

Frankfurt verbringen, wo eine Masse peinlicher Leute ihr mit Grund so widerwärtiges Deutsch sprach! Hartmut seufzte tief, tief; er schüttelte schnell den Kopf, um all das Lästige los zu werden, stand auf und lehnte die Stirn ans Fenster. Es war heller Tag inzwischen, die Erde warf sich dem rasenden Zuge entgegen, mit grünen Feldern und Gruben voller Schnee des milden Winters von neunzehnhundertelf, und mit kahlen Bäumen und Vögeln, die sehr langsam zu fliegen schienen. Eine Mühle wälzte weit hinten ihr Flügelkreuz um und um, und der Himmel war wolkig gestreift, in Schichten von Blau und Rosa wie eine Weiberschürze. Hartmut seufzte wiederum, entnahm seinem zarten Ledertäschchen eine Zigarre und legte sich rauchend auf das graue Polster, bereit, während der dröhnende Wagen ihn vorwärts schüttelte, das Gesicht traumfroh nach rückwärts zu wenden, zu Camilla und in die Vergangenheit...

Camilla... und Göttingen! Das gehörte zusammen, auf immer und untrennbar. Erst gestern nacht, als er lange und schmerzlich von ihr Abschied nahm, wobei die Frau Oberstleutnant, ihre verwitwete Mutter, bald diskret aus dem Zimmer verschwand, erinnerte sie ihn, an seinem Halse hängend, an seiner Brust: „Göttingen! Grüß es! Weißt du noch, das Hainbünddenkmal! Und der Wall! Und Bürgers Grab auf dem alten Friedhof! Ach, war das schön!“ Ja, es war schön, es war wunderschön gewesen, sorglos glücklich, jung und verliebt! Er, damals Primaner vor dem Examen, hatte seine zarte Mutter nach Bad Soden begleitet, dem Nest voll alter Häuser, gegenüber von Allendorf, das noch älter und romantischer aussah. Dort machten sie die Bekanntschaft der Frau Oberstleutnant Wolters, die in Südwest ihren Mann verloren hatte und mit Camilla zur Erholung da verweilte. Nun, unfehlbar kam alles prompt und wunderschön: Camilla, sechzehnjährig, blond und keck, seine beiden Schwestern und er, Hahn im Hofe, machten ein vergnügtes Quartett, freudenten sich an, und er verliebte sich in das süße freche Ding... Dann sollte sie auf drei Tage nach Göttingen, zu einer begüterten Kusine der Mutter, die dort, natürlich an einen Professor, verheiratet war. Hartmut durfte sie hinbringen, sollte sie wieder abholen; und was tat er? Er blieb einfach dort, die ganzen drei Tage – mochten die Mütter schimpfen. Ja, damals hatte er noch Mut, zog noch unausgerenkt seine Bahn, frei und jung – und darum auch hatten sie nicht geschimpft, sondern nur gelacht. Er schlief in der „Krone“, sonst aber befand er sich immer unterwegs, und immer mit Camilla Wolters. Sie kannte die alte Stadt mit den zerdrückten, krummen und reizenden Häuschen, den gebogenen Straßen und Wegen, den alten hochturmigen Kirchen und der Universität, dem „Auditorium“, dem Herzen der Stadt; sie war schon einmal fünf Wochen dort gewesen, um, dreizehnjährig-reizende Berlinerin, aus Kräften mit den Studenten zu blinzeln und zu äugeln... Am Nachmittag

des Ankunftstages, gegen Abend vielmehr, führte sie ihn hinaus, auf den Hügel zu, der Roons heißt und an dem sich das Denkmal des Hainbundes erhebt. Dort, in der Dämmerung, während ein schwacher Sommerwind in den Baumkronen webte, hatte sie, den ganzen Weg krampfhaft sprechend – waren sie doch zum erstenmal allein – die Namen der jungen Dichter vorgelesen, die dort vereinigt standen, in Stein geschnitten, mit Efeu geschmückt: zwei Grafen Stolberg, Voß, Boie, Hölty . . . Aber bei dem sanften Hölty hatte er sich endlich durch Angst und Fassung gebrochen, nach ihr gegriffen, sie an sich gerissen und geküßt, blind und sinnlos mitten ins Gesicht hinein; und sie hatte zitternd still gehalten, bis sich endlich auch die Lippen fanden . . . Und damit brachen jene herrlichen drei Tage an, denn an diesem Abend telefonierte er hinüber: Mama, ich bleibe hier; diese drei tollen, trunkenen Tage, in denen sie die ferienstille Sommerstadt durchliefen, Arm in Arm, durch die Straßen, an welchen viereckige Tafeln ausagten, wie lange die Träger der dareingegrabenen erlauchten Namen in Göttingen gelebt hatten, Namen, die man kennen mußte: Heine und die Schlegels, Bürger, Brentano und ein gewisser Lichtenberg, Könige, Prinzen und Bismarck, Mathematiker, Amerikaner und Philologen – eine ungewöhnliche und erlauchte Schar, und in der „Krone“, in demselben Hause, in dem er, Hartmut Schnabel, jede Nacht schlief und jeden Mittag aß, hatte Goethe gewohnt, Goethe, aus Weimar . . . Bestimmt gab es in Europa keine Stadt so voller Andenken an große Geister, kein Volk überhaupt konnte sich solcher Dichter und Denker rühmen wie das deutsche, und was Armee und Flotte heut ausdrückten, Deutschland in der Welt voran, das war damals verkörpert in den deutschen Bildungsschätzen und ihren Schöpfern, vor denen die beiden jungen Leute um so staunendere Hochachtung fühlten, je weniger sie ihrer Geistesart innerlich nachgehen konnten. Sie zogen auf dem ehemaligen Wall, einer schönen Promenade voll alter Bäume, um die ganze Altstadt Liebeskreise, laufend, indem sie einander bei den Händen hielten, sie machten Herrn Gauß Besuch, der sich aus Bronze zärtlich über den sitzenden Herrn Weber beugte, nachdem sie soeben den Telegrafen erfunden hatten (es konnte aber auch umgekehrt so sein, daß Weber stand und Gauß saß, sie wußten es nicht); und vor dem Auditorium blickten sie kindlich zu Herrn Wöhler auf, gleichfalls aus Bronze, Chemiker Wöhler, dem man das Aluminium verdankte, was Hartmut zu wissen hatte, und ferner die chemische Formel für ein gewisses menschliches Sekret, die Urin-formel, kurz und roh gesagt, eine deutsche Geistestat, welch letztere er Camilla jedoch leider verschweigen mußte, weil Kavaliers jungen Mädchen aus guten Häusern jedes Erröten selbstverständlich ersparen, selbst wenn es sie Kenntnisse zu zeigen juckt. Und endlich hatten sie an Bürgers Grab gestanden, der außerdem, wohl zur Entschädigung für sein elendes Dichter-

leben, noch zwei Denkmäler in Göttingen besaß, und Camilla hatte begonnen, als Huldigung zu deklamieren: Lenore fuhr ums Morgenrot – empor aus Schlaf und Träumen... Hier stockte sie leider auf immer, aber schließlich, und da sie sich gerne hinter dem Grabstein küssen ließ, machte das nichts aus... Ja, damals waren sie glücklich gewesen und hatten sich verlobt – und ihr Bündnis hatte bis zu diesem Tage durchgehalten und sogar den schweren Stoß des Schicksals überdauert, daß Hartmut Schnabel nicht Offizier werden durfte...

Diese dürre Hitze im Kupee! Er sprang auf, begab sich auf den Gang hinaus, ließ seine Zigarre ausgehen, an der ohnehin nicht mehr viel war, und schritt im Schaukeln und Traben des Zuges auf und ab, sah mechanisch in die Abteile hinein oder aus den Fenstern, genoß kennerisch den Nachgeruch des Rauchens und war mit sich beschäftigt. In ihm ging Wildes vor. Wie schön, wenn er die heutige Nacht in Göttingen hätte verbringen können, in holdem Gedenken seiner Camilla; ach, ein so herzlicher Anfang des neuen Jahres! Man konnte sich auf seinem Zimmer – natürlich in dem Raum von damals – einen Tisch weiß decken lassen, Kerzen auf das Tischtuch, einen goldenen Sauternes und für Mitternacht eine Flasche Champagner, Früchte in einer silbernen Schale, Rosen in einer kristallinen und Camillas Bild an die Leuchter gelehnt – wäre das nicht schön? Liefse es sich nicht träumen, wenn die Zigarre duftet, daß diese kaufmännische Wirklichkeit nicht bestand und daß er ein aus Ostasien heimgekehrter Marineleutnant war, der einmal bürgerliche Kleidung bequem gefunden hatte? Und vorher müßte man all die lieben Orte besuchen, den Hainbundstein, das Haus der hageren Tante, in dem *sie* gewohnt hatte, Kreuzweg 4, Bürgers Grab und den Wall, auf dem man in der Dämmerung um die ganze Stadt gehen konnte, die Dächer unter sich. Wäre das nicht eine Liebeswallfahrt am Jahresende, etwas Heiliges, Weihendes, wenn zur Stunde des Lichtanzündens die Glocken gingen?... Und warum wagte er es nicht? Warum tat er es nicht? Oho, er wollte es tun! Einmal wollte er etwas vom Leben haben, und wenn es nur eine Erinnerungsfeier war! Der Alte, der Starke war fern; und mochte er nachher toben... Beschlossene Sache. Er kam um ein Viertel drei in Göttingen an, würde genügend Zeit zu allem Guten haben, und morgen, sehr früh weiterfahrend, in Gottes Namen an die Geschäfte gehen, da es doch einmal sein mußte. Ah, wie wohl das tat, ein solcher Entschluß, wie das einen hob und wärmte! Der alte Herr brauchte ja gar nichts von alledem zu erfahren; und wenn es ihm dennoch zu Ohren kam, was tat das? Man mußte einmal auch über ihn wegwerfend frech mit den Achseln zucken. Es würde ihm zwar nicht verborgen bleiben, wenn die Neujahrsvisite diesmal fehlte, das war richtig; und dann würde es einen furchtbaren Skandal geben, einen Krach wegen Respektlosigkeit, Geschäftsvernichtung, Gottes-

lästerung – etwas, worunter jemand, der absurd empfindliche Nerven hatte, lächerlich schwer litt... Wie unangenehm, ja blöd, daß ihm dies noch einfiel. Es verdarb ihm viel Freude, denn so war er: kommende Übel machten ihn nervös...

Der Zug tobte an einer Station nach der anderen vorbei, Hartmut stand am Fenster und versuchte, während er draußen ein durchsichtiges Spiegelbild des Wagens wie einen schwach gefärbten Schemen durch die Luft fliegen sah, sich den feierlichen Abend vorzustellen, der ihn erwartete, aber es gelang nicht gut. Leuchter, Blumen, Wein, alles versagte sich ihm. Er stellte aufatmend fest, daß er ja vorher zu Meyer gehen könnte, einen guten Auftrag ergattern; das würde den Vater bestimmt erfreuen, und dann hatte er den Abend reichlich verdient. Aber der Gehorsam!... Und Meyer hatte Zeit, wohingegen Herbstedt von der ziemlich jüdischen Konkurrenz umlagert war... Geschäftsinteresse! Es war unmöglich, keins zu haben – wenn Herbstedt verloren ging, war sein Vater fertig mit ihm... Was tun, womit sich helfen? Es lag ja nahe, daß er depeschieren könne, er sei krank geworden und lasse sich in Göttingen von irgendeinem Spezialisten untersuchen. Dagegen konnte man ebensowenig einwenden wie einst ein Lehrer gegen einen guterlogenen Entschuldigungszettel. – Wirklich? Kannte er seinen Vater so wenig? „Ich bin so alt und werde nicht krank! Man wird auf der Reise nicht krank! Mit solchen Kindern muß ich nun gestraft sein! Aber das hat er von dir“, und nun würde der armen stillen Mutter eine Wagenladung Grimm in langen Ansprachen aufgebürdet werden, weil sie sich am wenigsten wehren konnte, und die Wohnung in jenen hübschen Zustand versetzt sein, den sie „Dynamit“ nannten... Nein, das ging auch nicht... Es gab keinen Ausweg als den Gehorsam – knirschend oder resigniert, zaghaft oder mit Gelächter: immer endete es mit dem Sieg des Vaters... So war sie eingerichtet, die Welt – Rebellion und Verächtlichkeit, Aufruhr und Schwäche standen als identisch eingehämmert, er wußte nicht, ob draußen im Weltall oder bloß im Gehirn der Menschheit – aller Normalen, so sah er es...

Hartmut Schnabel setzte sich verzweifelt in eine Kupee-Ecke, nahm eine zweite Zigarre heraus, zündete sie ingrimmig an, indem er aus dem Fenster auf den Schemen starrte, der mitflog, und begann, als sie zur Hälfte Asche war, weiße feste Asche, mit Resignation in einem grünlich gebundenen Buche zu lesen: „Im Reiche des silbernen Löwen“, vierter Band von dem großen Karl May...

Als der Zug in Kreiensen hielt, lief ein Mann an dem Wagen entlang, schwenkte ein Telegramm und rief: „Hartmut Schnabel – Berlin! Für Herrn Hartmut Schnabel – Berlin!“ Hartmut empfing mit nervöser Angst das gefaltete Blatt: „Umdisponiert. Erledige Meyer-Göttingen, feiere dort Sil-

vester. Frühzug Frankfurt, Rückkehr Dritten direkt Berlin, Probe bestanden. Erfreut Papa.“

In seinem Herzen dehnte sich eine ereignisvolle Pause wie nach jäh empfangenem Hieb. Irgend etwas in seiner Seele fand sich nicht zurecht, stand kindlich verwirrt und stumm, bis Gedanken und Gefühle aus seinem wachen Ich im Chorus jubelten: Wie gut, oh, wie grundgut von ihm! Zitternd gab er dem Boten fünfzig Pfennig Trinkgeld.

Jetzt erst hatte das Fest dieser Nacht die volle Weihe. Er war geprüft worden, er hatte bestanden. Der Wille eines Mächtigen hatte ihn gestempelt und er dem Stempel standgehalten. Das Beste auf der Welt ist der Befehl, dachte er mit fast feuchten Augen: so wie heut hatte er dies Dichterwort noch nie verstanden. Gehorchen dürfen hieß erlesen sein. Die süße Lust des Unterjochtseins gab der Gnade von oben etwas Flammendes, gleich einem Ritterschlag, und auf der Brücke der Erprobtheit ging er mit in die Würde derer ein, die befehlen dürfen. So vereinigte er sich auf Gralsweise mit seinem Vater und der Weltordnung – ein stürmisch süßes, körperlich beglückendes Entbrennen straffte ihn zum Manne.

Aber dann, als er am Fenster stehend die Abfahrt des Zuges erwartete – was stieg da in ihm auf, ganz langsam, undeutlich, wolkig und mit Pein bemerkt? Schämte er sich ein bißchen dieser Probe, die aussah wie eine Spielerei mit all seinem Wert? Hatte er wirklich einige Augenblicke etwas wie das Gefühl, als leite ihn, seiner menschlichen Würde entkleidet, der Vater an Drähten gleichsam, eine puppige Marionette, einen kläglichen Popanz; als dürfe er dieses Geschenk, erkauft mit Sklaverei, nicht an sich heranlassen? Es ist möglich, daß von diesem allem ein Abglanz in ihm aufleuchtete, nur schwach bewußt, nur blaß vernommen, während er mit leeren Augen das weiße Stationsschild besah, auf dem der Name „Kreiensen“ schwarz gemalt stand, winterlich wie Krähenschrei; nichts von der entschleierten Deutlichkeit und Härte, mit der wir Teilnehmenden sie hier verzeichnen und malen mußten, kam seinen unsicheren Empfindungen zu... Er schluckte sie hinunter, kaum daß die Gebäude des nüchternen Bahnhofs begannen, sich zurückbleibend zu verschieben, er hob an, sich zu freuen – und wir müssen ihn hier verlassen, an der Scheibe lehrend, mit seinem hübschen Anzuge, weichen Gesicht und dem Telegramm im Karl-May-Buch zwischen leicht geöffneten Fingern, und wollen uns erinnern, daß man uns wohl alle irgendeinmal hat flicken müssen.

STANDBILD UND EINSTURZ DES STEFAN GEORGE

1868–1933

I

Die Welt des Lebens und der Dichtung, von der dieser Abriss handelt, ist nur verständlich, wenn man von Anfang an die folgende Voraussetzung erwägt: ein junger Mensch bürgerlich-bäuerlicher Herkunft, geboren im Jahre 1868 und nach dem Deutsch-Französischen Kriege drei Jahre alt, wächst in einer Welt auf, die ihre unveränderliche Gestalt erreicht zu haben scheint. Die Einigung Deutschlands hat alle möglichen außenpolitischen Verwicklungen beseitigt, das Sozialistengesetz die Erschütterungen niedergewalzt, die von dem Verlangen der werktätigen Schichten Deutschlands auf volles Wahl- und Bürgerrecht und eine bessere Lebenshaltung ausgehen könnten, auf Mitgeuß der mächtigen Expansion, die der deutschen Industrie gerade durch die Tüchtigkeit und Anspruchslosigkeit ihrer Arbeitermassen zuwuchs. Als beherrschende Gestalt steht der Urheber dieser beiden umweltbestimmenden Tatsachen, steht Otto von Bismarck wie ein Gestirn am Himmel dieser Jugend. Gleichzeitig aber behält die europäische Geistigkeit ihre befruchtende Wirkung, wie sie, durch die Napoleonische Ära, trotz der Reaktion nach 1815 in den Bezirken der Bildung und des Handels Goethes Konzeption der Weltliteratur möglich gemacht, sich in die Bildungsgeschichte jedes begabten jungen Deutschen eingebettet hatte. So kann ein junger Rheinländer Philologie studieren, französische, englische und italienische Dichtung an den besten Quellen und nach strengsten Maßstäben in sich aufnehmen und gleichzeitig ein deutscher Dichter zu werden sich vorsetzen, der alles Große in der Vergangenheit findet, um es in der Gegenwart auf der Basis seines herrischen Willens selber hervorzu-
bringen. Um die Reichweite seiner Gegenwartsvisionen festzustellen, genügt ein einziger Vers aus dem Abschnitt „Tafeln“ seines Gedichtbandes „Der siebente Ring“ (1907), der die russische Revolution von 1905/06 abtun soll:

Östliche Wirren

*Strohfeuer bleibt dies schlagen und dies rasen
Bis sich inmitten ziellosen geschreis
Der Eine hebt . . . doch wahre gluten blasen –
Wer kann es in ein volk aus kind und greis?*

Der Träger dieser kindlichen Nachbetungen reaktionärer Wunschbilder ist beim Erscheinen jenes seiner Bücher etwa vierzig Jahre alt.

2

Den meisten Freunden Georgescher Gedichte mußte es auch vor 1933 unwesentlich sein, ob der Dichter sich noch unter den Lebenden aufhielt oder schon unter den Toten. Sie bekamen ihn fast nie zu Gesicht. Schon zu Lebzeiten ein kunstvoll erdichteter Mythos, hielt er sich in einer strengen Zurückgezogenheit, fern von den Zeitgenossen, denen er manchmal zurief, was sie bis aufs Blut treffen sollte, und denen er sonst gelassen abwinkte: „Ihr, meiner Zeit Genossen, kanntet mich, bemaßet mich und schaltet mich; ihr irrtet.“ Meinte er damit die Bartels und Konsorten, die hartnäckig darauf bestanden, er sei ein Pseudonym für einen jüdischen Schriftsteller Abeles aus Wien, oder die liberale Journalistik, die, hilflos vor seiner Person und Leistung, sich wie R. M. Meyer in die Bewunderung von Klang und Wohllaut seiner Verse rettete – von Versen, die eher rauh und starr gefügt waren, aber beladen mit vergeistigter Anschauung und gehüllt in die Atmosphäre des stärksten dichterischen Willens seiner Zeit? Wir werden noch sehen, was und wen er meinte. Verbreitet wissen jedenfalls wollte er um sich den Dunstkreis einer prunkvollen, cäsarischen, ja byzantinischen Einsamkeit; und kopfschüttelnd bestaunten wir, merkwürdig angezogen, tief abgestoßen, die dichterischen Requisiten, bestehend aus Palästen, Sklaven, Edelsteinen, Rittern und Knappen, Tempeln, Opferhainen, Engeln und Kathedralen. Verglich man ihn mit Baudelaire, Verlaine, Rimbaud – welch ein Wagnerisches Theater! Traf man dann auf dem Weg zur Heidelberger Schloßstiege, im ersten Nachkriegssommer, einen Mann, unter Mittelgröße, gehüllt ins dunkle Lodencape und fast ärmliche Kleidung, der, ohne Hut, das Gesicht eines zaubernden Gnomen durch das milde Licht trug, gelblichgrau, mit Augen, Kinn und Stirnbögen, von denen eine magische Besessenheit ausstrahlte, so war das der wirkliche Stefan George. Und ohne weiteres leuchtete ein, daß empfindliche, zur Unterwerfung neigende Begabungen gewissen Ranges sich der Wucht dieser Stirn beugen mußten, während die Borchardt, Hofmannsthal, Rilke keine Wahl hatten: um zu sich selbst zu kommen, nach eigenen Schwingungszahlen zu klingen, mußten sie sich dem Bannkreis dieses Tyrannen entwinden, der ihnen gleichwohl für immer die Aura seiner Gegenwartsflucht mitgab.

3

Dieser Wille und die ganze Person Georges waren zu gleicher Zeit romanisch und deutsch, also rheinländisch. Seine Person wurzelte in Zeiten

vor dem Vertrag von Verdun. Dazu war historischer und philologischer Sinn nötig. Und niemals ist George den Philologen losgeworden, der für Wirklichkeit hält, was in seine Vorstellung von gewesenen Zeiten durch Gelehrte als gedruckt einmal geprägt wurde. Daher seine Neigung, Dinge zu heroisieren, deren Realität oft menschlich wie kulturell äußerst kümmerlich war. Immer erscheint beispielhaft das auf den ersten Blick großartige Gedicht „Porta Nigra“, in welchem George sich nicht entblödet, einen armen Hurenjungen der römischen Kaiserzeit in maßloser Überlegenheit über die Gegenwart von 1907 schwelgen zu lassen – jene Gegenwart, die von Kräften und großen Taten schwanger war wie kaum eine, in der Nansen und Blériot lebten, Curie und Madame Curie, Freud und Einstein, in der unbekannte Ärzte sich Infektionen beibrachten, um ihre Wirkung zu studieren, Röntgenleute sich wissentlich dem Tode aussetzten, Heere von Arbeitern jeden Tag gigantischen Maschinen zum Opfer fielen, die sie selbst erbaut hatten, in der die russische Revolution dem zaristischen Machtapparat und der Verbannung trotzte, Jaurès und Bebel im Kampf standen, die Riesenstadt New York erwuchs, zahllose Unbekannte versuchten, die Opfer von Wildheit und Grausamkeit zu retten, sei es vor dem Richter Lynch, sei es vor preußischer oder russischer Klassenjustiz, in der einzelne Journalisten sich voll Mut gegen die öffentliche Meinung schlugen, Dichter ihre Haut zu Markte trugen, auch eine neue Jugend zur Selbstbesinnung und demokratischen Freiheit zu erwachen schien, die bald auf den Schlachtfeldern verblutete. Daß zugleich Millionen Menschen in schlichtester Standhaftigkeit den unscheinbarsten, alltaghaftesten Opfertod auf sich nehmen würden für Heimat und Freiheit, Zukunft und Verständigung, daß Millionen Frauen und Kinder in der Kraft des Entsagens den größten Künstlern und Geistigen ebenbürtig sein würden, das hatte der Dichter George nie gespürt. Und darum war er im Kern unfruchtbar; vermochte er nur die Adepten eines abgetanen Aristokratismus oder des kommenden Faschismus an sich zu locken oder bei sich zu behalten – er, der zur Masse der Unbekannten nur ein Verhältnis hatte, das der Vernichtung:

*„Zehntausend muß der heilige Wahnsinn schlagen,
Zehntausend muß die heilige Seuche raffen,
Zehntausende der heilige Krieg.“*

Worauf all das auch nicht verfehlte auszubrechen.

Ohne allen Zweifel muß das Verhältnis eines so hypnotisierenden Menschen zur Wirklichkeit aufs tiefste gestört gewesen sein, von Kindheit an. Auf der Flucht vor seiner Umwelt muß schon der empfindliche Knabe

George weder bei Vater noch bei Mutter Zuflucht gefunden haben vor den Ängsten des Daseins. Legt man seine Vorstellungswelt zugrunde und die Haltung, die er den Mitmenschen gegenüber einnahm, so kommt man zu dem Schluß, daß irgendein junger, freundlich-strenger Kaplan in jenem Örtchen Büdesheim bei Bingen idealbildend, und zwar für immer, auf ihn eingewirkt habe. Seither formt er seine Handschrift nach dem Romanisch der Meßbücher, legt er seinen Lesern jede Art Erschwerung auf durch Kleinschreibung, Interpunktionslosigkeit, sonderbare Worte und Fügungen – Ersatz für Latein; teilt er die Menschen in solche, die dem Vorhof angehören, dem Heiligtum, dem Allerheiligsten; ist ihm die natürliche Form der Vergesellschaftung der Kreis der Jünger um einen strengen und weisen Meister; bleiben Engel und Gott für ihn von Realität erfüllte Bilder; kann das Weib nur als dienende Magd oder „schützende Behüterin“ Zulänglichkeit erreichen; schwingt Eros und Liebe ausschließlich um einen inbrünstig geliebten Jüngling, den der junge George vielleicht so lange erträumte, selbst zu sein, bis er allmählich in die Gestalt des asketischen Kaplans und Meisters hinüberglied. Der fand schließlich in dem Erlebnis „Maximin“ den geliebten Knaben, ihn vergottend, als ein dummer früher Tod dazwischentrat. Nur durch dessen Vergöttlichung vermochte er dem Schicksal zu verzeihen. Und was nun diese Brunst und Inbrunst von der eines durchschnittlichen Mannliebenden unterscheidet, ist die nahezu religionsstiftende Gewalt, mit der er sein Erträumtes in die Gegenwart prägte und jenen esoterischen Kult zum Mittelpunkt einer dichterischen Gesetzgebung von letzter und geistigster Besessenheit machte. Daß er sich dabei zu immer großartigerem Gesang befreite und Leid und Willen in Gedichten und Spruchtafeln niederlegte, deren Gültigkeit weit über seine eigene Person hinauswuchs, entkleidet dieses Georgische Bemühen jener grotesken Atelieratmosphäre, die ihm in den ersten Jahrzehnten unweigerlich anhaften mußte.

5

Denn Stefan George begann als recht schwacher Dichter. Sein Erstling „Die Fibel“ war nur stark durch die Abkehr vom zeitgenössischen Naturalismus. Wer in seinen Schullesebüchern Verse aus des Knaben Wunderhorn und dem 17., 18. und 19. Jahrhundert von Spee und Paul Gerhardt bis Keller und Fontane voll tiefer Freude in sich aufnahm, konnte nur den Kopf schütteln und sich als Dichter ermutigt fühlen, wenn er später diese Fibel auf Gelungenes und Lebendiges hin durchforschte. Aber schon „Die Bücher der Hirten“ und mehr noch „Das Jahr der Seele“ brachten jene Skepsis zum Schweigen.

Aus ihnen sprach, wie gestört das Verhältnis des Dichters zur Menschen-

umwelt auch sein mochte, jener herrlich reine Klang, mit dem sich die einsame Seele in die Landschaft bettet. Wohl spürt man den Zeitgenossen Feuerbachs und Böcklins in den Nymphen und Hirten, Faunen und Nixen. Aber die märchenträchtige Phantasie des ewigen Kindes ist es, die sich in ihnen kundtut. Vielleicht, weil die Sprache urtümlicher zu sein vermag als die abgeleitete Malerei seiner Zeitgenossen, entrückten Georges Gedichte seine Erfindungen der schnellen Vergänglichkeit und bildeten lebendige Gestalten und Musiken unserer Seele, die wir nicht missen möchten. Dann sprach im „Jahr der Seele“ die Natur unmittelbar; vom Herbst bis zum Frühling erfüllte sie einen Lebenskreis, so bleibend wie das Wechselnde des Jahres und ebenso schön. Vom „Teppich des Lebens“ an setzten sich geistige Kämpfe in jenen bronzenen Vers um, dessen Klang bald stumpfer, bald tönend wie Glocken diesen einmaligen Stefan George immer umwogen sollte. Ihm zuliebe hatten wir noch etwas mit Engeln zu tun, mit Kaisergräbern, mit gedanklichen Äußerungen über das Ende des Weltkriegs, die realistisch genommen dem Niveau der Scherlpreise angehörten – kaum, daß die Dolchstoßlegende fehlte. Ihm gaben wir vor 1914 zu, daß er zum Gesetzgeber eines Bundes werden durfte, wenn uns auch Haltung und Inhalt dieses Bundes, sein Weihrauch und sein Dünkel gleich ablehnungswürdig erschienen. Ohne Kompromisse war George dank seiner Freunde durch eine Epoche gegangen, die er verwarf. Um seiner Flucht in die Landschaft willen, Elegien zeugend, in denen der Glanz und Schimmer der Erde herrlich diesseitig verkörpert war, konzedierte man ihm seine Männerbündelei, seine hochmütige Massenfeindschaft, den Auserlesenheitswahn seines verjäherten Aristokratismus, die Blindheit, mit der er für auserwählt hielt, was ihm folgte, rückwärts gewandt in mittelalterliche Formen und Ordnungen, die er dem vorwärtsdrängenden Leben entgegenstellte: Page und Ritter, Dame und Templer. Niemand hatte die Unterwerfung unter den Führer, den Pfad der Ehre, die Erlesenheit des Blutes, die Magie der Scholle und des Bodens tönender heraufbeschworen als er. Niemals hatte er gestattet, daß man seine Verse wie die eines anderen in eine Anthologie aufnehme. Nur in seinen eigenen Zeitschriften und Jahrbüchern, die durch die Schreibart Leser eher verscheuchten als anzogen, äußerte er geistige Absichten oder gab er Proben von Werken, die unterwegs waren. Weder das gegenwärtige Theater noch die gegenwärtige Prosa bestanden für ihn, weder Musik noch Humor gab es in seiner Welt. Und für seine Auffassung von antikem Wesen und Wert zählte weder ein Aristophanes noch ein Lukian, weder Martial noch Sueton. Tief und verschlossen, antimodern, als der große Verächter der Demokratie, ließ er sich schon zu Lebzeiten in einen Magier verwandeln, der in Höhlen oder auf Berggipfeln wohnt und west, und der den Zeitgenossen zuruft:

*„Euch all trifft Tod.
Schon eure Zahl ist Frevel.“*

Es war nicht mehr die Abgeschlossenheit des Parnassiens, nicht mehr der Schüler Mallarmés, der so sprach, nicht mehr der romanische Verkörperer des „L'art pour les artistes“, als der er angefangen. Aus dem Haß des Knaben gegen die Kinderrotte war der echte Führerwille gewachsen, vorgeschattet lag das Dritte Reich in seiner Affektwelt, mit ihren Verdrängungen, Brünsten und Wünschen, mit ihren Peitschen, Dolchen und Tücken. Er hätte, dachten die Narren, die gar nichts verstanden, die Jammergoebbels und Konsorten, als Heros ins Dritte Reich einziehen müssen. Lohte nicht der Reichstagsbrand wie eine Tat aus einem George-Gedicht? Stürzten sich nicht die Jünglingsbünde prügelnd und tötend auf die Massen und ihre Vertreter? Wurde nicht der Geist jener Zeitungen ausgerottet, jener Theater, jener Romane, jener Doktrinen und Formen, von denen der Meister sich immer abgekehrt? Wurden nicht Bauwerke mit Griechensäulen errichtet? Stand nicht der neue Führer Weibern fern, cäsarisch grüßend, auf einem Thron wie kein Stauferkaiser?

6

Aber ein anderes ist der Traum und die Wahnwelt eines Dichters, ein anderes die wilde Wirklichkeit, die seine Beschwörungen annehmen, wenn sie Alltag werden. Der Zusammenstoß mit der Realität des Dritten Reiches muß für George vernichtend gewesen sein – genau wie für Nietzsche der Zusammenstoß mit Bismarck, in dem er zu seinem Glück seine „blonde Bestie“ nicht erkannte. So also sah das aus, was in Gedichten, Gesprächen und Vorstellungen voll Rausch, Glanz und Hoheit leuchtete, wenn es Fleisch und Blut annahm! Dieser hinterkopflöse Bursche mit dem drall herausgeschnürten Gesäß war die Wiedergeburt des Knaben Manlius! Dieser Lügenschwulst im Biedertone die Stimme des neuen Geistes, das Toben eines Fliegerhauptmanns die Kraftstimme des Feldherrn! Und der rasende Galimathias stundenlang durch den Lautsprecher geschleust, ordinär wie die Hefe Münchens und ungebildet wie sie, der erdgeborene Algabal, das Novum, die Weltwende! Ihr judenhasserischer Gestüt-Rassismus die Auslese des neuen Adels! Und der Aufmarsch ihrer Massen das Heraufkommen einer neuen Ära, die der Übersetzer von Dante, Baudelaire und Verlaine, der Nachbildner der Shakespeare-Sonette, der wählende Geschmack eines Jean-Paul-Kenners, eines Goethe-Verehrers billigen sollte!

Stefan George flüchtete ins Tessin, kehrte sich ab und starb. Möge die Schweiz sein Grab hüten. Es birgt den größten Enttäuschten des deutschen Machtrausches. Es birgt darüber hinaus das Opfer jenes exemplari-

schen Zusammenstoßes von Philologenphantasie und Wirklichkeit, als welches der Fall George dauernden Wert in der Geistesgeschichte haben wird. Zu seinem Unglück ließ die Dämonie einer ihre Macht wieder erobernden Klasse ins Leben treten, was ein romantischer, rückwärtsgewandter Poet erträumt hatte. Aus der gemeinsamen Wurzel, die Angst vor dem Zukünftigen heißt und Unfähigkeit zu ihm, Widerwille gegen das Gegenwärtige, das Unerprobte, das neu zu Gebärende, aus solchen Keimen war entstanden der Traum des Künstlers und die wilde Machtgier des faschistischen Kapitals, das sich des primitiven und darbenden Kleinbürgertums durch Massensuggestion und üppige Wahlfonds bemächtigt. Und wo der Dichter die Reinheit urtümlicher Lebenszustände malt und feiert, rollt wie eine Pest die Barbarei über ein einst geistig blühendes Land. Aus dem Neuen Reich wird das Dritte. Keinerlei Schuld trifft den Sänger des einen an dem anderen. Der Typus des Künstlers, ruhend in sich, hatte das Anrecht, vor der Fleischwerdung seiner Träume behütet zu werden durch den Tod. Und sein Gedächtnis wird immer wieder verklärt werden durch seine Landschaft, seine antikischen Verse, die Keuschheit seines Willens und seines Lebens. Aber niemals hat sich das „Wehe dem Romantiker!“ nach so kurzer Zeit schon dargestellt und in die Geistesgeschichte eingegraben wie in diesem Standbild und Einsturz des Stefan George.

7

Dieses Standbild eines Mannes, den seine Anhänger das Novum, die Weltwende nannten, wäre nicht vollständig, wenn wir nicht mit einer Feststellung schlossen, die seine geistige und künstlerische Herkunft betrifft. Er hat uns selbst auf ihre Spur gebracht, nicht durch eine Andeutung, sondern durch ein beredtes Verschweigen. Um 1910 gab er mit seinem Freund Karl Wolfskehl zusammen in der Sammlung „Deutsche Dichtung“ eine kaum zu übertreffende Auswahl deutscher Lyrik von Klopstock bis C. F. Meyer unter dem Titel „Das Jahrhundert Goethes“ heraus. Auf fast zweihundert Seiten nicht ein schwaches oder unglücktes Gedicht. Das war eine Leistung, die zur Bildung des Geschmacks für lyrische Dichtungen der von Goethe künstlerisch beherrschten Epoche entscheidend beitrug. Und nun fehlen in diesem Bande zwei Namen. Der erste, Gottfried Keller, mußte George unannehmbar erscheinen, da die demokratische, das moderne Leben bejahende, von Humor durchtränkte und besonnene Kraft des Schweizers ihm unerträglich gegenüberstand. Die andere aber heißt Anette von Droste-Hülshoff; sie gehört ins Jahrhundert Goethes mindestens so deutlich wie etwa Clemens Brentano; sie mußte dem Herausgeber George ihrer Landschaft und Geistigkeit nach besonders naheliegen, ihres stets wachen, zur

dichterischen Gestaltung drängenden Katholizismus wegen und als eine Westdeutsche, die zwischen Westfalen und dem Bodensee mit allen Sinnen beheimatet war. Daß sie außerdem die einzige bedeutende dichterische Kraft weiblichen Geschlechts innerhalb unserer Lyrik darstellt, so daß einzelne ihrer Schöpfungen neben Christina Rossetti und Elizabeth Barrett-Browning einzureihen sind, macht ihr Fehlen in dieser Anthologie besonders wunderlich. Aber unsere Verwunderung vergeht, wenn wir zwei Gedichte nebeneinanderhalten, eine beliebige Strophe der Droste und ein ebenso aus dem Gedächtnis heraustretendes Gedicht Georges aus dem „Jahr der Seele“. Um unseren Lesern ein Rätsel aufzugeben, drucken wir beide Gedichte in Stefan Georges „Rechtschreibung“ und seiner Interpunktion und stellen dann fest: der Unterschied zwischen diesen beiden dichterischen Emanationen scheint uns so gering, daß man versteht, warum ihr Ton in dieser Anthologie nicht erklingen durfte. Stefan George ist ein dichterischer Sohn der Droste, und da er sich seiner weiblichen Herkunft schämte, durfte sie nicht in Erscheinung treten.

*Wir stehen an der becken gradem wall
In reiben kommen kinder mit der nonne.
Sie singen lieder von der himmelswonne
In dieser erde sichrem klarem hall.*

*Die wir uns in der abendneige sonnten
Uns schreckten deine worte und du meinst:
wir waren glücklich bloß solange wir einst
Nicht diese becken überschauen konnten*

*

*Stoß deinen scheid drei spannen in den sand
Gesteine siebst du aus dem schnitte ragen
blau gelb zinnoberrot als ob zur gant
Natur die trödelbude aufgeschlagen.
Kein pardelfell war je so bunt gefleckt
Kein rebbuhn keine wachtel so gescheckt
Als das gerölle gleißend wie vom schliff
Sich aus der scholle bröckelt bei dem griff...*

8

Daß dieser Mann asketisch lebte, rundet sein Bild ab; es schließt den Ring, der den Haß gegen die Massen mit der Anbetung des römischen und mittelalterlich-germanischen Kaiserreichs verbindet. Ohne es zu wissen,

wirkt Stefan George als Herold der Expansionsdränge rheinländischer Industrieller und preußischer Militärs, als Magier, der Männerbünde schließt, in welchen das Wort „Bruder“ stets Waffenbruder bedeutet und das Wort „Volk“ stets eine unterworfenen Gruppe von unbestimmter Größe ausdrückt. Persönlichen Prunk kennt er nur bei der Ausstattung seiner Bücher, die zwischen Meßbuch und Kaiserproklamation einen hellenistischen Geschmack entfalten mit Hilfe jener Zierkunst, die von den englischen Präraffaeliten stammt und von seinem Rivalen Rudolf Borchardt gelegentlich „porenverstopfend“ genannt wird. Daß der von dem jüdischen Philologen Georg Bondi begründete Verlag für Publikationen des George-Kreises als Signet das Hakenkreuz wählte, damals als Swastika ein Zeichen für aufsteigendes Leben, hat, so sagt man, über süddeutsche Industriellensöhne und Gundolf-Schüler unter den Baltikumtruppen zur Übernahme in die Hitlerfahne durch die arbeiterfeindlichen, gegenrevolutionären Mordbanden der Baltikumer geführt. Was nicht hindert, daß die heutigen Herolde des imperialistischen Totentanzes in England wie in Amerika den Dichter George für sich entdeckt haben, auch in Gestalt von T. S. Eliot, wie ja George selber ein Sprößling des Grafen Gobineau und seines Traktats über die Ungleichheit der Rassen gewesen ist. Als Herold mußte er den Industriellen willkommen sein, auch weil er ökonomisch keine Ansprüche stellte und ihre Werbungskosten also so niedrig wie möglich ausfielen. Aber seine Werbung wirkte zwischen allem, was jung, hochmütig und lebensfremd, aber formbar unter der akademischen Jugend des letzten Kaiserreiches zu finden war, schon von Friedrich Nietzsche zu großen Taten aufgerufen. Was half es Stefan George, daß er immer nur Literatur und niemals das wirkliche Leben gemeint hatte? Als er mit dem Dritten Reich zusammenstieß, als Herr Goebbels und die SA ihm als Taten von seinen Gedanken gegenübertraten, erschrak er zu Tode.

Und nun laßt uns sehen, ob die angelsächsischen Nachahmer des steilen Stefan von Bingen am Rhein dem Gelächter standhalten werden, das ein kleiner Kreis schon damals solchen Verschollenheiten entgegenschickte, dem sich heute aber die Scharen der Weltjugend anschließen, welche Sprache auch immer von ihrer Dichtung und ihren Müttern gesungen wird.

So bleibt Stefan George denn trotz seiner Gaben und lebenslänglichen Anspannung am Ende unfruchtbar und ohne Folgen. Und obwohl er seine Bände, zumindest bis zum Weltkrieg Nr. 1, immer in die Farben der katholischen Kirche binden ließ, Weiß mit Gold, Sattgelb, Hellila und Dunkelviolett, ging diese große Organisation auf seine Werbungen nicht ein. Ob-

wohl sie ihre kapitalistische Grundtendenz ebenso tarnte wie er die seine und in jedem Krieg die Waffen segnete, auf beiden Seiten, lehnte sie seine antidemokratische Besessenheit doch kategorisch ab, wogegen sie die Droste-Hülshoff, seine „Mutter“, immer dankbar zu ihren Repräsentanten rechnet. Die dichtenden Philologen, welche Georges Kernschar bildeten, fanden bei ihr ebensowenig Gnade. Wolters und Wolfskehl, Bertram und Gundolf blieben angewiesen auf die Scharen ihrer Hörer an den Universitäten – kurz, keine wirkliche Potenz innerhalb des deutschschreibenden Nachwuchses ließ sich von den präfaschistischen Vorstellungen einfangen, deren Kostüm und Inventar wir weiter oben aufzählten. Und darum schickt es sich, daß der angelsächsische Hochkapitalismus diesseits und jenseits des Ozeans als Heimstätte des Georgeschen Theaterplunders und seiner gefährlichen Auserwähltheitsphantastik das Erbe jener deutschen Jugend antritt, die, wie Norbert von Hellingrat oder Heinrich Friedemann, auf wirklichen Schlachtfeldern wirklich umkam und die faschistische Rhetorik ihres Dichterpropheten mit dem Leben bezahlte. Hoffen wir, daß es uns gelingt, durch die Kraft unserer Friedensfront diese Töterei und ihre Vergottung ein für allemal abzuschaffen.

(Zum Schluß verraten wir den Lesern, welches der beiden zitierten Gedichte von George stammt: nämlich das erste.)

Georg Maurer

SELBSTBILDNIS

HERKUNFT

Gewitter

*Durch die Sträucher an der rauben Hauswand
fliegt das bekrallte Säulenpaar,
der Katze todeshämmernde Füße,
nach den blauschwarzen Blitzen der Schwalben,
die niederwärts gleiten vor dem Gewitter.
Wie Peitschen sind ihre Schreie, vor denen sie selber fliehen.
Knöcherne Finger schlagen die ersten Tropfen
auf den Stein, die zuckende menschliche Haut.
Ein Paukenkonzert,
wo die Pauker schräg in den Horizonten sitzen,
dröhnt überm verdunkelten Saal!
Die Akazien drehn sich ergriffen,
als schlängen sie in den eigenen Stamm den Todesknoten.
Der Blitz schlägt nieder
auf der Tonleiter eines ungeheuren Krachens.
In der schwefelgelben Iris der Katze
steht die brennende Pappel.
Die Schläuche der Wolken zerreißen
und Wasser stürzt nieder . . .
Wie flötet die Amsel!
Die blasse Farbe der Malven
ziert die Emaillé des Himmels.
Die Steine dampfen.
Mit dem Atem der Erde steigt das Herz auf und nieder.
Kaum merklich legt sich der Schleier
über das Antlitz des Himmels.
Der süße Weinquell eines Sternes
schimmert.*

Der Vater

*Lange lauert der Mann, Genosse der Büsche,
die verheimlichen.
Ein Schimmer von zartester Haut
durchbricht immer wieder die Nacht.
Die Jungfräulichkeit ist sternhaft
für das Gezweig seiner Sinne.
In den Wurzeln ächzt er, als wollte der Baum,
ein Tier werdend, geben.
Ach, was ist in ihm, die Schwester der Frau zu besitzen!
Lange Wiederholungen der Träume
durchfahren seinen Leib.
Auf und ab kann er gehn wie ein Jagdtier, von Rube belebt,
der Süße des noch nicht Genossenen.
Alle Bewegungen sind in ihm, die in der Natur
Höhlen beißen im Karst, Ströme unter der Sabara,
graupelziger Raupen Zug, peristaltisches Quellen.
Mit offenen Augen sieht er es in sich werden,
wirft der Vorstellungen Fänge voraus,
fühlt – wie Macbeth den Dolch sieht – die festen Brüste
und des Himmels erhoffte Heiterkeit
im erlösten strömenden Blut. –
Wie die Kuppel, die durch lange Berechnung
schwebend sich hielt, stürzt im plötzlichen Erdstoß,
sinkt sein Haupt auf die Brust von dem Schlag
des sich wehrenden Mädchens, das erschrocken, weinend
diesen bebenden Mann sieht, der aus dem Busch trat.
Und beide gehen blaß, die Verstörung scheuchend,
aus dem Garten ins Haus.*

Der Knabe

*Eine weiße Frau schwebt durchs Zimmer:
nicht aus Papier,
nicht Anschein nur.
Sie lockt und lockt.
Was ist in den Kernen
und was in den Sternen süß?
Übereinstimmung von Himbeere und Zunge!*

Übereinstimmung von Mädchen und Lied!
Süß, an der Brust eines göttlichen Vaters zu liegen,
von ihm gerufen zu werden,
von seinen Höhen zu sehen die Welt
und von der Welt auf diesen Höhen gesehen zu werden!
Ach, in dem Bett zu liegen
und in den Zweigen der Sehnsucht
aufsteigen zu fühlen das Blut
für das Mädchen in Höhen!
Denn oval muß ihr Antlitz sein wie bei Madonnen,
wie bei der Mutter fast.
Und die Stimme muß lieblich sein wie bei Cordelia.
Heilig sind diese Geschöpfe
und ach! für die Schwächen,
für diesen Überfall der Nacht,
für die gezeißelten Stellen auf unserem Leibe,
für die bittenden Augen,
die nicht wissen, warum man schuldig geworden,
haben sie – das Abbild der Gnade,
die niederschwebt zum Unwürdigen –
den ersten Kuß.

Die Mutter

Den Atem des Gewitters auf der Zunge
zählt sie das Geld mit Händen, die noch weich sind
trotz Arbeit; und wie Tauben
sind ihre Brüste noch immer.
Doch das Silbergespinst des Mädchenlachens
ist böse zerrissen, geflickt.
In die Armut schimmert das Geld, und was die Banken prägen,
ist in den Zauber von Märchenschätzen gehüllt.
Süße Kraft des Geldes! Süße heimliche Wünsche!
Durch die Gewitter der Untreue werden sie getragen
und fließen in eins zusammen: Treue des Herzens und Gold in der
Durch die Enge des Hauses, wo an den Ketten der Mann [Hand.
rüttelt, meint in der Freiheit zum Künstler zu wachsen
und das Geschirr im Schrank zerschlägt mit dem Knotenstock,
der jüngst auf dem Rücken der nächtlich bellenden Hunde brach,
geht sie – das Licht im Herzen –, befühlt die Taschen des Mannes,

*holt heraus das letzte ärmliche Nickelstück
und beleuchtet so die ruhig atmenden schlafenden Kinder. –
Durch den Wechsel der Regierungen,
der Staaten hat sie gelernt zu geben
und durch den Jähzorn des Manns, der die Kinder überstürzte,
doch auch beglänzt von dem Lachen seines Hirnes
und beseligt von dem hellgrünen Wachsen der Kinder.
Weitbin dröhnt der Weltkrieg von Erdrand zu Erdrand.
In dem Streit der Männer übt sie das Flehen, das Weinen,
birgt auf der Flucht die Kinder, lächelt den schießenden Meutrerern zu,
und wie eine mythische Gestalt geht sie, das Reich zu suchen
der Versöhnung, das ihr in Shakespeares Komödien strahlt.*

DER TRÄUMER

In südlicher Landschaft

*Unter dem aufgehenden, dem niedergebenden Orion,
unter dem fallenden Schnee, durch die Steinwürfe der Kinder,
inmitten der aufragenden Speere der Knaben,
die unterschiedlich wachsen,
geheime Tauben in der Brust fühlend,
sie schützend vor den Schleudern der Jungen,
im erschreckten Auge Bilder der Straße haltend,
die durch das Fenster stürzen
(blutige Hände des Eifersüchtigen, schreiende Frauen),
den Spiegel der Bücher betrachtend
zwischen den Flüchen der Kutscher,
den an den Ecken ineinergebognen Verliebten:
dringt er in das siebenmal aufgebaute Troja,
folgt Cäsar über den Rubikon,
während die Bauern unter dem Joch der Trage
äbzend die aufgetürmten Melonen,
die an den Füßen aufgehängten Lämmer
rufend von Hoftor zu Hoftor bieten.
Flügelnd wälzt sich der Truthahn mit durchschnittener Keble
in dem Staub der sonnenbebrüteten Straße,
wo das Aas des Pferdes tagelang liegt*

*und in der Gosse die steifen Katzen und Hunde verwesen.
Von den Fliegen besucht, schnarcht der entblößte Bettler.
Die Gazetten schreien den Lärm der Welt in die Straße.
Völker beschimpfen sich, Opposition und Regierung.
Priester knallen den gegnerisch Wählenden nieder.
Staub und Sonne und Leidenschaft ineinandergeknäuel:
darüber schwebt ein Frühlingsgedicht Mörikes wie ein Falter.*

Liebe

*Aus dem Weltnebel, der sich drehte,
löste sich der Tropfen.
Die Maße sind einzig des Gehirns Überraschungen,
des Bewußtseins tiefes Erschrecken.
Denn reine Figuren zeigt das Weltall.
Doch dann stürzen die Schatten im Park.
Die Haut, das Blut spürt zum erstenmal Nacht.
Die nieberührte Brust wird berührt.
Die Lippe fühlt sich an der Lippe.
Kühle schmeckt die entblößte Stelle.
Die Sterne singen. Die Hand greift die Hand.
Der Treue Schwur scheint die Sprache der Sträucher,
der Wege, der Winde, der Wasser.
In der Umarmung wird der Körper des Mädchens geboren.
Geboren ist die Welt für den Mann.
Seine Gedanken, seine Pläne erzählt er.
Die Empfindungen alle, der Erlebnisse Zerstreutheit
bündelt das Mädchen
und hält sie im Schoß.
Nie ist Zukunft so fest ins Vergangne geflochten
wie in der Liebenden verflochtenen Fingern.
Ewigkeit, ruft sie. Er schaut in ihre Augen.
Der Tropfen, der sich aus dem strudelnden Weltnebel löste,
fährt plötzlich in sein Bewußtsein. Gott, ruft er, Engel! –
Ach, ein gefühltes Abbild der Welt ist die Liebe,
der weiten, weiten Welt, der engsten Kammer,
ein Spiegel der Tulpen, der brennenden Sterne,
bis der Spiegel zerbricht.*

In Deutschland

*So gedrängt sind die Häuser, daß sie in die Höhe sich zwingen.
Dunst schlägt auf den Treppen nieder, dem gewundenen Eingeweide.
Aus den Flurtüren fließt zäh das eingesperrte Leben.
In den Stuben ist ineinandergespült das Strandgut, der Hausrat der
verstaubt, zerbrochen. In Museen [Väter,
sind die Jahrtausende präpariert, bezettelt, bezeichnet.
Gelblich kräuselt der Gischt und färbt das Barthaar der Professoren.
Korinthische Säulen tragen den Architrav der Börse.
Über Biertisch und Tabaksqualm dunkelt das Kreuzgewölbe.
Tudortürme, berufter Stuck, schützen die Tresore.
Ägyptische Palmensäulen führen ins Kabarett.
Ineinandergestürzt ist das Gepäck der Menschheit,
wie wenn der Zug der Zeit plötzlich hält.
Und nun dreht sich der ganze Bestand:
Wagen rasen vorbei mit gedämpften Dreiklangsignalen.
Firmenschilder, eberne Platten, verdrängen einander.
Und den Vater sieht er fern, den großwüchsigen Mann, sich neigen
vor dem feinen Herrn im Pelz, und die Mutter lächelt dem Freier
ihrer Tochter zu, dem Prokuristen der Weltfirma.
Eingegangen ist Gott hier ins Geld nadtlos
und treibt so wunderbarer als je
diese Welt. Von Papierblumen blühen die Wiesen,
und Kontoristinnen wechseln die Kleider wie einst nur Königinnen.
Heftig brennen seine Wangen im Wind.
Der Genuß der treibenden Bilder wandelt in Schmerz sich.
Ungeschickt sind seine Glieder zum Sprung in eins der Gefährte.
Und mit Rilke in der Tasche weicht er in die wirklichen Wiesen.*

Demonstration

*Ach! Die Freiheit, zwischen den Blättern der Sträucher zu streifen!
Sanft weichen sie der Wange aus.
Auerochsen, Bären und Wolf erlegten die Abnen,
selbst die Kreuzotter wohnt nicht mehr hier.
Die Blindschleiche sirrt nur taube entzahnnte Gefahr.
Buttermilch labt den Durstenden. Bei leidlich gefülltem Magen
läßt sich im Blute entzückend mit Gott reden,
diesem Allmächtigen, der einen in Schutz nimmt*

*in den städtischen Anlagen, wo Kindermädchen
 ihr endloses Plappern wie einen türkischen Honigfaden ziehn.
 Welche Seligkeit ungestörter Inbesitznahme
 innerer Vollendung! Wie im Mutterwasser schwebt die Welt.
 Selbst das Rathaus mit den sinnlosen Erkern,
 wo kein Beamter über ein Ritterfräulein sinnt,
 wird in der Versöhnung mild.
 In den Schublen, die ihm die Gönnerin schenkte,
 geht er voller Gedanken, die sich selber schmecken, dahin. –
 Doch die Arme verschränkt, ineinander gekettet,
 in der Stirne den Tschako, sperren Polizisten den Weg.
 Ellbogen fahren gegen sein Brustbein. Vor ein Denkmal taumelnd,
 sucht er mit Worten Freiheit durch die Mauer der Gesichter,
 die sich fensterlos schließt. Hinter die Platane
 flieht er. Über die Grasfläche sprengt ein Berittner,
 links und rechts den entblößten Säbel kreisend. Des Tieres Huße
 jagen über ein Tulpenbeet, das zu betreten die Tafel verbietet.
 In die hungernde Menge, die auseinander springt, fahren die Knüppel.
 In der Bedürfnisanstalt versteckt
 steht er neben einem Arbeitslosen keuchend.*

ZEIT DER GEWALT

Vor der Tribüne des Führers

*Der Kehlen steifgoldne Verlängerung
 erschreckt die Lüfte, die schreien:
 Fanfaren blasen sich vorwärts.
 Der Schlägel kunstvolle Figur, ins Leere gezeichnet,
 endet im donnernden Wirbel.
 Das Gleichmaß der fliegenden Schenkel
 ist wie ein Auf- und Niederklappen von Kiefern,
 die ihre Zähne in den Gleichmut des Asphalts schlagen.
 In den wogenden Fahnen verschwinden die Köpfe.
 In den Streit zwischen den Hungernden und den Satten,
 in den Ruf der Betrognen, die vor den Banken sich stauen,
 in die glühenden Farben der Künstler,
 in die reinen Linien der Architekten,
 in die Hoffnung der Dichter*

donnert der Befehl:

*Seine Glieder fühlt der Ladenbesitzer, der Postbeamte, der Lehrer
und hämmert den Tritt vor der Tribüne des Führers!*

*Alle in gleicher Farbe, mit gleichem Gruße,
eingehüllt in die Narkose der Wiederholung
von dem Glück des Lebens, das der Völkermord bietet,
bilden das Karree der Volksgemeinschaft:
des Gefängnisses aussichtslose Figur.*

*Von dem Fenster der Kammer, drin sich Bücher und Bilder türmen,
sieht er das Schauspiel, von dem er sich ausgeschlossen fühlt,
erschrickt ein wenig vor den Bäumen, in die der Leibriemen schneidet,
und inmitten der brüllenden Entschlossenheit
wird sein nächtiges Antlitz ratlos.*

Nachts

*Hinter dem Pfosten des Bettes steht der Gott des Vaterunsers,
breitschultrig, mächtig, angeklagt.*

*Über der rechten Schulter trägt er ein furchtbares Wappen:
das blauangelaufene Antlitz einer jungen Frau,
das der Verlobte vortags ins flache Wasser hielt,
bis es aufhörte zu atmen – wie die Zeitung berichtete.*

*Links geschultert den gestriemten Leichnam eines Kindes,
das die Mutter im Abort, dessen Fenster vereist war, zu Tode prügelte.
„Das ist Deine Welt“, keucht der junge Mann in die Kissen,
in die er seine Augen preßt, bis das Wasser ausläuft.*

*„Hündischer Du“, und er wartet, daß der Blitz ihn erschlage
um des Fluches willen. In die Decke zeichnet sich das Zucken
seines Leibes, bis er, die Finger zwischen den Zähnen,
Abbitte leistet vor dem da hinter dem Pfosten.*

*„O mein Gott, wie groß bist Du, zu hoch für die Verantwortung,
die ich dir auf die Schultern lade für diese Welt.“*

*Und aus dem Breitschultrigen wird ein lineares Gebilde,
wie man Gespenster mit weißem Strich in die Nacht zeichnet
oder der Physiker seine Figur vom Bau der Welt aufs Blatt wirft.
So wie Kinder im Herbst dem Drachen ein Antlitz malen
und ihn steigen lassen in die immer kälteren Lüfte,
daß er, schon gesichtslos, im riesigen Himmel
kaum zu sehen ist, dem Auge oftmals entschwunden,*

*und ihn nur die dünne Schnur in der kindlichen Faust hält,
bis sie reißt – so läßt er Gott in die reinen Himmel fahren,
die er, weil sie hoch sind, hochmütig im Herzen spiegelt,
sich darin betrachtend wie Narziß in der Quelle.
Und er sagt zur Welt gleichgültig: So sei denn ein Kampfplatz für
Tiger und Schlangen!*

Überfall

*Mit den Bäumen wächst er. An den Brüsten des Mädchens,
diesen sanften Hälften der Welt, liegt er zur Nacht.
Jeder kennt des andern Heimlichkeiten wie die Zimmer im Elternhause.
So bewohnen sie sich gegenseitig und reden miteinander,
kaufen ein Bild, das ihnen gefällt, für ein zukünftiges Zimmer.
Er umarmt sie und baut in ihren braunen Augen
den Thronstuhl Gottes auf. Gebeimes spricht er, sie hofft.
In die Welt borch er. Sieht, wie der Italiener
Abessinien raubt, während das große England schweigt.
„Das ist die Welt.“ Wer zuschlägt, dem erliegt sie.
Aus dem Zimmer eilt er, betrachtet die Äste der Eichen,
wie sie in den Raum greifen. Vor den Stäben der Käfige
wandert er stundenlang. Die Pupillen der Leoparden
treffen sein Stirnbein und sehen durch ihn hindurch.
In die alten Sagen vergräbt er sich. Da steigen und stürzen die Helden.
Ach, was hat er gehofft? Was ist dies Gebeime
in seiner Brust? Die Zeitung will es nicht, die Verlobte
wird davon nicht satt. „Verdeck deine Scham“, spricht er zu sich,
„zeig nicht, daß du mißraten bist, den brüllenden Helden.
Bewundre sie, von deren Namen die ganze
Erde erschallt. Ja, die himmlischen Tische
sind keine Fleischbänke für diese Welt. Der Kaffee wächst
in Afrika, der Tee in Indien . . .“
Mit den andern springt er an den Tischen der Bierstube
auf. So gedrängt stehn die Gäste nicht, daß seinen Arm
er nicht beben könnte unter die niedre verräucherte Decke. Und er
streckt ihn, während die Stimme spricht: „Die Grenzen sind über-
schritten.“
Seine Lippen tun sich auf, und er hört sich – stockend zwar – singen.*

Fliegerangriff

*Unter dem fremden Himmel glänzt stumpf sein Helm.
Narviks Schneeluft, der Kaukasus, El Alameins Sonne hören deutsche Befehle.*

*Da beginnt der fremde Himmel zu singen, reife Bläue zwischen den
Unter Pans unbeweglichem Blick schweigen die Vögel. [Eichen.
Starres Singen wie von Metall, darunter die Landschaft kocht.
In dem Erdloch kauert er, das weiche Tuch über den Gliedern,
das sich raub anfaßt, das nutzlose Gewehr zur Seite.
Ein Gewitter unter der Sonne! Ein Planet nähert sich der Erde,
Getöse wie einen Wasserfall vorausschickend!
Traum und Wirklichkeit halten sich schrecklich die Waage.
Doch jetzt rutscht ein Berg. Geröll in Bewegung!
Sinnlos, über den weichen Nacken die weichen Hände zu halten
vor des Eisens Schärfe, darunter die Eichen splintern!
So also ist der Tod. Er bricht ein mit Eisenstangen,
rechts und links schlagend, in die Blumen, in das Fleisch der Kreaturen,
die Luft zusammenpressend, die hin und her flieht, gescheucht wie die
Der Mutter sagt er schnell auf Wiedersehen, [Hindin.
aufzuckend, daß er nicht der Geliebten,
sondern der Mutter gedenkt. Ein inniges Einvernehmen
leuchtet plötzlich in der Landschaft des rotbraunen Tosens.
Das ist das Ende! Mit dem Eroberer ging er,
nun liegt er unter dem Fallbeil der Überfallnen.
Nur noch die Schwelle will er mit Bewußtsein betreten,
wo ihn das große Nichtwissen als Ungeheuerstes trifft.
Und so reißt er sich in die letzte Wachheit,
bereitet auf staubschwerer Zunge das Wort vor: Schluß!
Doch die Donner heben sich – steigen in die unverminderte Bläue.
Wie einen Schatten auf der Leinwand fühlt er geisterhaft sein Leben.*

HOFFNUNG

Heimkehrer

*Über die Bücherrücken tastet er,
die Schwere der Gefangenschaft noch in den Gliedern.
In sein Fenster starren die Ruinen Deutschlands,
die furchtbaren Zeugen der Wirklichkeit.
Auseinandergesprengt ist der Schädel des Führers, wie des Bunkers
mittelalterlicher Umriss zerrissen ist in schartige Schatten.
In seine Träume dringen Berichte – wie das Schrillen der Uhr
in das Stöhnen des Schlafenden. Die Anatomie der Gewalt
sieht er aufgedeckt in Schriften, die in sein Herz sich drängen.
Als er einsam stieg in die reinen Höhen,
zwischen den Sternen die Eichen verwurzelte
und selbst die Herden der Rinder
an Gottes Thron vorbeitrieb mit ihrem mächtigen Brüllen,
waren unten in Deutschlands Wäldern, die Eichendorff besungen,
an den knorrigen Ästen, wie sie Moritz von Schwind gezeichnet,
schon die Stricke geknüpft, das Rindsleder über die Leisten gezogen
und die Stiefel benagelt, zu treten ins Antlitz des Menschen.
Doch in das Stacheldrahtgebiß des Ungeheuers,
das gewachsen war mit den Jahren,
hatten die unerschrockenen Hände gegriffen
derer, die vor Gott an Verantwortung glaubten,
und derer, die nicht an Gott glaubten, aber bereiten wollten
eine Erde schön wie vor dem Sündenfall
und vom Glauben nicht ließen im giftigen Schlund des Ungeheuers,
das Gebeime laut schreiend in die tödliche Mündung –
und sie rissen sterbend das Kieferpaar auseinander,
bis es dalag, im Ansturm der Welt, in toten Teilen. –
In der entgifteten Luft begann er schuldbewußt, doch heitrer zu
atmen.*

Veränderte Landschaft

*Ach, die Bäume wiederzusehn in den Gärten,
die verwildert waren, abgesteckt mit rostigen Betteilen,
morschem Blech, zu hüten den Kobl für die hungernden Städter,
dennoch glänzten, frei vom Mehltau der heulenden Sirene!*

Unschuldige Luft!
Überm Goldregen die unentweihete Bläue des Himmels!
Also ist es wahr:
Entschieden wird schon hier auf Erden
das Schicksal Macbeths!
Die stille Arbeit der Güte
gleich dem Schaffen der Mutter, ungepriesen,
hört er – und hofft. Seine Füße fühlt er geben
auf der festen Erde dem Eichbaum zu, berührt die Rinde,
die Sprache ihrer Zeichnung fassend. Seine Brust
preßt er gegen den Stamm, am Widerstand
die Süße der Wirklichkeit kostend. Durch die eigene Wohnung,
der Küche sonntäglichen Glanz geht er. Der weiße Leib der Frau
ist fruchtbar. Aus der Unsichtbarkeit
tritt des Kindes Antlitz: des Daseins Knospe.
Ein Setzling ist auch das Wort, einst Schatten spendend.
Verändert ist der Gesellschaft Landschaft. Aus der Äcker
weithinlaufenden Furchen sind die Arme der Kraken gezogen.
Verendet liegt der am Rain – mit der Wollhandkrabbe
Geschwindigkeit zog ein anderer westwärts. Zwischen den verbognen
weithinlaufenden Traversen der eingestürzten Hallen
lösen mit Brennschneidern die Arbeiter
der Fangarme letzte Teile heraus. Gelöscht ist der Riesenspinne Figur.
Erinnerung bleibt der Kampf der Saurier in der tropischen Fülle.

Sturm

Des Herzens Landschaft beginnt zu grünen. Die Reiser der Freude
öffnen die Augen. Quellend
suchen die Blätter die Räume der Zukunft,
zackig, rund, oval, farbig und glänzend.
Da schiebt des Bürokraten Amtstisch, das unselige Viereck,
wie der Zelle Fenster sich vor den unendlichen Himmel.
Vergittert atmen die Blumen. Die gewachsenen Schriften,
die das Leben kündeten, werden gepreßt in des Hirns Herbarium.
Farblos, ohne Saft, vergilben die Blätter. Das ausgestanzte Zitat
wird eingebrannt den lebendigen Körpern.
Die Wirklichkeit zuckt unter dem leblosen Prägstock.
Beim Abendbrot sitzt er der Frau gegenüber. Des Zweifels Schlangen
trinken das Blut seines Herzens. Heimlich unter der Jacke

*reißt er die Tiere von seiner Brust. Doch die besorgten Worte der
 schleichen heran, vergiften das Getränk, das er ansetzt. [Frau
 Der Freundin Mann kam nicht zurück, ungewiß harret sie
 monatelang. Ach, er will es nicht glauben. Gründe, Gründe
 muß es doch haben! In dem Dunkel tappt sein Glaube
 wie einer mit der Laterne im Sturm. Unheil kündendes Flüstern
 dringt aus den Räumen des Friedens, fährt in sein bebütetes Licht,
 das hin und her schwankt, doch nicht ausgehn will. Ach, sein Ge-
 war doch Erde geworden, war doch sein Land! [heimes
 Auf das Stöhnen der Wirklichkeit lauscht er, eng gepreßt an sie,
 wie das Tier an die Erde sich preßt, wenn die blutigen Blitze
 niederstürzen und die grellen, sich jagenden Wolken
 ein unsicheres fables Antlitz der Erde geben.
 Aber gegründet ist die Erde, gestiftet die Lehre
 von dem schöneren Leben wie die heitere Sonne
 über begrabenem Sturm.*

• Hoffnung

*Über den Dächern fährt die Sonne auf,
 und der Sturm der Strahlen
 bläst in die schäumenden Wolken.
 Mit Bläue füllt sich das Fenster.
 Hell genug ist sein Zimmer, in dessen Ecken
 der Glanz fließt wie goldgekrönte Märchenschlangen,
 daß er den Anblick ertragen kann der Gräber,
 die sich, nicht unterbrochen von Meeren, über die Erde ziehn,
 wo Mörder und Ermordete liegen
 mit stummen Mündern, entblößten Kiefern
 in den Stockwerken der Geschichte übereinander.
 Aber der Dunst ihres Blutes
 füllt die Luft, die er atmet.
 Aus der Landschaft der Gräber steigt die Gegenwart,
 seines eigenen Blutes Verästlung. Stoß und Gegenstoß
 spürt sein Herz noch im Anblick des Leides,
 das sich die Menschen antaten in den Zimmern der Geschichte
 bis in die Kammern unsrer Epoche.
 Aber abgerückt von der Bank der Spötter, der glaubenlosen,
 hört er den gewaltigen Ansturm der Hoffnung
 aus den tiefsten Verliesen der Vorzeit*

*wie den Luftstrom durch die Schächte des Bergwerks
in den letzten Atemstößen der Mutigen, der Gerechten.
Kein Tyrann noch herrschte nur über unempörte Herzen. –
Und von Asiens Treppen, die in den Stillen Ozean steigen,
hoch vom Pamir, der Sagenwiege der Menschheit, bis zu den Grachten
des Gegenmeers sieht er der Erde Söhne und Töchter
sich aus dem blutigen Netze mühsam und hoffend entstricken.*

Das Volkslied hat den Grundcharakter aller Lyrik überhaupt; es stellt nicht die Tatsachen, sondern den Eindruck dar, den die vorausgesetzte oder kurz bezeichnete Tatsache auf den Sänger gemacht. Von der Kunstlyrik aber unterscheidet es sich durch das Unmittelbare und scheinbar Unzusammenhängende, womit es die empfangene Empfindung weder erklärt noch betrachtet oder schildernd ausschmückt, sondern sprunghaft und blitzartig, wie es sie erhalten, wiedergibt und gleichsam im Fluge plötzlich und ohne Übergang, wo man es am wenigsten gedacht, die wunderbarsten Ausichten eröffnet.

Joseph von Eichendorff

Eichendorffs Todestag jährt sich am 26. November zum 100. Male

DIE SOWJETUNION IN DEUTSCHEN BÜCHERN SEIT 1945

Eine Auswahl

1. Romane, Erzählungen

| | | |
|------------------------|--|----------------------------------|
| Bredel, Willi | Vom Ebro zur Wolga* | Aufbau-Verlag 1954 |
| | Die Enkel* | Aufbau-Verlag 1954 |
| Djacenکو, Boris | Wie der Mensch Gesicht bekam | Kultur und Fortschritt 1954 |
| Nell, Peter | Weg nach vorn | Thüringer Volksverlag 1951 |
| Schilling, Hanns | Doppelte Heimkehr | Verlag der Nation 1953 |
| Seghers, Anna | Die Linie* | Aufbau-Verlag 1950 |
| Steinmann, Hans Jürgen | Brücke ins Leben* | Kultur und Fortschritt 1953 |
| Wedding, Alex | Das Eismeer ruft | Neues Leben 1956 |
| Weiskopf, F. C. | Inmitten des Stroms* | Dietz Verlag 1957 |
| Wolf, Friedrich | Sieben Kämpfer vor Moskau. In: Ausge- wählte Werke Bd. VII | Aufbau-Verlag |
| Zweig, Arnold | Sowjetisches Tagebuch 1952 | Sonderheft Sinn und Form 1952 |

2. Reportagen, Berichte, Erlebnisse

| | | |
|-------------------|--|--------------------------------|
| Bernum, Theo van | Fern in Sibirien | Volk und Welt 1949 |
| Blecha, Johanna | Moskau, Taschkent, Leningrad | Kultur und Fortschritt 1952 |
| Claudius, Eduard | Notizen nebenbei | Kultur und Fortschritt 1948 |
| Distelbarth, Paul | Rußland heute | Rowohlt 1954 |
| Eggerath, Werner | 10 000 Kilometer durch das Sowjetland | Landesverlag Thüringen 1949 |
| Engel, Rudolf | Erich Weinert erzählt* | Volk und Welt 1955 |
| Frei, Bruno | Mit eigenen Augen | Aufbau-Verlag 1955 |

Die mit * bezeichneten Werke sind nicht ausschließlich diesem Thema gewidmet.

| | | |
|----------------------|--|--------------------------------|
| Hell, Michael | Rußland antwortet | Kultur und Fortschritt 1949 |
| Hermlin, Stephan | Russische Eindrücke | Kultur und Fortschritt 1948 |
| Heym, Stefan | Reise ins Land der unbegrenzten Mög- lichkeiten | Tribüne Verlag 1954 |
| Kellermann, Bernhard | Wir kommen aus Sowjetrußland | Kultur und Fortschritt 1948 |
| Kuba | Gedanken im Fluge | Volk und Welt 1950 |
| Kurella, Alfred | Ich lebe in Moskau | Volk und Welt 1947 |
| Loch, Hans | Mit Bleistift und Kamera durch den russischen Alltag | Kultur und Fortschritt 1954 |
| Philips, Janko | Moskau Postfach 906 | Volk und Welt 1947 |
| Seghers, Anna | Sowjetmenschen | Kultur und Fortschritt 1948 |
| Strobel, A. G. | Fünf Jahre Sibirien | Kultur und Fortschritt 1953 |
| Vogler, Heinrich | Erinnerungen* | Rütten & Loening 1953 |
| Vieweg, Rudolf | Ein Heimkehrer erzählt | Kultur und Fortschritt 1952 |
| Walter, Gert | Zwei Flüge – zwei Städte | Verlag der Nation 1956 |
| Wangenheim, Inge von | Auf weitem Feld | Henschelverlag 1954 |
| Weinert, Erich | Memento Stalingrad | Volk und Welt 1953 |
| Zinner, Hedda | Alltag eines nicht all- täglichen Landes | Kultur und Fortschritt 1953 |

3. Lyrik

| | | |
|---------------------|--|--|
| Becher, Johannes R. | Sterne unendliches Glühen | Sinn und Form Sonderheft 1951 |
| Brecht, Bertolt | Hundert Gedichte* Erziehung der Hirse | Aufbau-Verlag 1955 Aufbau-Verlag 1951 |
| Fühmann, Franz | Fahrt nach Stalingrad | Aufbau-Verlag 1953 |
| Gerlach, Jens | Der Gang zum Ehren- mal* | Rütten & Loening 1953 |

| | | |
|----------------|-------------------------------|------------------------------------|
| Kuba | Gedichte* | Aufbau-Verlag 1954 |
| | Gedicht vom Menschen | Volk und Welt 1952 |
| Weinert, Erich | Kapitel II der Weltgeschichte | Dietz Verlag 1947 |
| | Lieder um Stalin | Potsdamer Verlagsgesellschaft 1949 |

4. Dramatik

| | | |
|---------------------|--|---------------------|
| Becher, Johannes R. | Die Winterschlacht | Aufbau-Verlag 1953 |
| Brecht, Bertolt | Die Mutter Stücke, Bd. V | Aufbau-Verlag 1957 |
| Hauser, Harald | Am Ende der Nacht | Henschelverlag 1955 |
| Wolf, Friedrich | Krassin rettet Italia In: Ausgewählte Werke, Bd. X | Aufbau-Verlag 1955 |

5. Anthologien

| | |
|---|--------------------------------|
| NDL-Sonderheft anlässlich des 35. Jahrestags der Großen Sozialistischen Oktoberrevolution | 1952 |
| Mit deutschen Augen gesehen. Erlebnisse, Erfahrungen, Erkenntnisse | Kultur und Fortschritt 1952 |
| Sieg der Zukunft. (Die Sowjetunion im Werk deutscher Schriftsteller) | Aufbau-Verlag 1953 |
| Mutter von Gori, wie groß ist dein Sohn | Kultur und Fortschritt 1953 |
| Er rührte an den Schlaf der Welt. (W. I. Lenin im Werk deutscher Schriftsteller) | Aufbau-Verlag 1954 |
| Die Welt im Licht. (J. W. Stalin im Werk deutscher Schriftsteller) | Aufbau-Verlag 1954 |
| Gesehen – erlebt – niedergeschrieben. (Neun deutsche Schriftsteller besuchten die Sowjetunion) | Tribüne Verlag 1955 |
| Der große Oktober. Eine Wende in der Menschheitsgeschichte | Kulturbund 1957 |
| Und hörten die Signale. (Entdeckungsreisen deutscher Schriftsteller in die Sowjetunion) | Aufbau-Verlag 1957 |

Annemarie Auer

Weg in die neue Heimat

Wolfgang Joho: „Die Wendemarke“, Roman, Aufbau-Verlag, Berlin 1957

Wolfgang Joho hat mit seinem neuen Roman ein Buch geschrieben, das ein Bekenntnis ist. Es schließt sich mit dem Romangeschehen und mit dem Personenkreis unmittelbar an den „Weg aus der Einsamkeit“ an und setzt dessen Thematik auf einer höheren Stufe der gesellschaftlichen Verhältnisse fort. Die Entwicklung des bürgerlichen Intellektuellen Thomas Ramuz, der als Antifaschist an die Seite der Arbeiterklasse gefunden hatte, wird mit neuer Problematik fortgeführt, als der Arzt zwei Jahre nach Beendigung des Krieges in das demokratische Berlin kommt. „An einem strahlenden Sommernachmittag des Jahres 1947 durchschritt ein Mann von etwa vierzig Jahren das Tor...“, beginnt Johos neuer Roman.

Ramuz, eben zuvor aus der Hitlerkatastrophe ins Leben zurückgekehrt, muß sehen, wie in seiner Heimat das alte Schlechte sich alsbald wieder etabliert. Seinen Sohn, die Halbwaise, zurücklassend, faßt er den Entschluß, in das Ungewisse aufzubrechen, dem er vertraut. Er geht in das Nachkriegs-Berlin und fügt sich in das mühselig entsagungsvolle Arbeitsleben ein. Da ist wenig Freude. Gleichsam die Grundstimmung des ganzen Werkes anzeigend, steht ihm ein Vers Majakowskis als Motto voran: „Freude / muß der Zukunft / entrissen werden.“ Der als Assistenzarzt anfang, wird der Oberarzt der großen Klinik werden. Oftmals verzagt und ohne Kontakt, wird dem als Arzt so tüchtigen Mann nach einigen Wirrungen

das Glück seines Lebens zuteil, er gewinnt das junge, lebensfrische Mädchen Ella Birke, die Krankenschwester in der gleichen Klinik ist, zur Frau.

Wollen wir Johos Vorhaben in diesem Roman nachgehen, der für sich steht und nicht eigentlich eine Fortsetzung ist, so wird es doch tunlich sein, sich die gesamte Konzeption zu vergegenwärtigen. Das große Thema, den Übertritt eines Menschen von einer Klasse in die andere, hatte der Autor schon in dem Vorspiel zu dem ersten Buch angeschlagen, als der Bauernjunge Eugen Ramuz Abschied von dem Heimatdorfe nimmt, um in der Stadt Lehrer zu werden. Sein Sohn Heinrich ist der bürgerlichen Sphäre schon ganz verhaftet. Angesehener Arzt in einer badischen Stadt, seiner gefühlsmäßigen Einstellung nach Demokrat, gibt sich Heinrich Ramuz nicht dazu her, mit dem faschistischen Mordsystem zu paktieren. Den Untergang seiner bürgerlichen Ideale, den Untergang der Humanität erlebend, wählt er den Opfertod. Dieses Leben, bewußt gelebt, umspannt die Epoche des deutschen imperialistischen „Aufschwungs“ von 1900 bis 1945.

So erkennt Thomas, die eigentliche Zentralfigur beider Romane, schon als Heranwachsender, daß Humanität in dieser Welt keinen Platz hat. Er, ein bürgerlicher Intellektueller – ein „Bildungsbürger“, wie sich seine Schicht zum Unterschied von den von keinen Skrupeln geplagten Geldsäcken nennt – findet den Weg. Das Schicksal des Vaters läßt ihn

begreifen, daß nicht das Opfer zählt, sondern der Kampf, wenn es gilt, die Welt wieder menschlich und bewohnbar zu machen. An der Seite des kämpfenden Proletariats findet er zu einem konsequenten Antifaschismus. Die Solidarität mit dieser Klasse läßt ihn auf eine Zukunft hoffen.

Nun läßt der Autor in der „Wendemarke“ diesen Antifaschisten und überzeugten Marxisten in den Teil Deutschlands kommen, wo die Klasse, der er sich verbunden fühlt, an der Macht ist. Joho greift damit nach der Möglichkeit, sein großangelegtes Thema des Aufstiegs eines Menschen aus der alten, ihre Ideale veratenden Klasse in die neue, zukunfts-volle bis zum Ende durchzuführen. Er macht es sich nicht leicht. Was ihm dabei zu Hilfe kommt, ist eine unbeirrbar, jede Seite durchdringende Ehrlichkeit. Ist auch die subjektive Wahrhaftigkeit des Künstlers nicht das Zaubermittel, das die gesellschaftliche Wahrheit, auf die es ankommt, von selber an den Tag brächte, so ist sie doch unerläßliche Bedingung für das Zustandekommen eines realistischen Kunstwerks. Die subjektive Ehrlichkeit ist die Grundlage der künstlerischen Moral. Zu Hilfe kommt Joho weiterhin, daß er zum Thema seines Romans gemacht hat, was er selber von Grund auf kennt; was hier an Fragen und Antworten, an Zweifeln und Gewißheiten aufkommt, sind des Autors eigene Fragen und Gewißheiten.

Warum ist das Thema von Johos Romanwerk bedeutend? Weil hier in einem entschieden individuellen Fall eine historisch notwendige Entwicklung sichtbar wird. Im „Manifest der Kommunistischen Partei“ heißt es: „In Zeiten endlich, wo der Klassenkampf sich der Entscheidung nähert, nimmt der Auflösungsprozeß innerhalb der herrschenden Klasse, innerhalb der ganzen alten Gesellschaft, einen so heftigen, so grellen Charakter an, daß ein kleiner Teil der herrschenden Klasse sich von ihr lossagt und sich der revolutionären Klasse anschließt, der Klasse,

welche die Zukunft in ihren Händen trägt. Wie daher früher ein Teil des Adels zur Bourgeoisie übergang, so geht jetzt ein Teil der Bourgeoisie zum Proletariat über und namentlich ein Teil der Bourgeoisideologen, welche zum theoretischen Verständnis der ganzen geschichtlichen Bewegung sich heraufgearbeitet haben.“ Der Held Thomas in Johos Roman gehört zu diesen. Doch mit dem Anschluß als Willensakt, selbst auch mit aller Bereitschaft zur Solidarität, ist es dort, wo er hinkommt, nicht getan. War er in der Klasse, aus der er kommt, ein Sonderbarer und Besonderer, durfte er sich in dem Milieu allgemeinen Niedergangs als besonderen, hochwertigen Menschen empfinden, so muß er hier, wo Akte der Solidarität und menschliche Anständigkeit Selbstverständlichkeiten sind, seinem Einzelgängertum entsagen. Das Vertrauen der Klasse, die die Aufgabe ihrer Führung ernst nimmt, ist nicht von heute auf morgen erworben. Der Herübergekommene wird Schläge gegen seine Eigenliebe hinnehmen, sie werden ihn um so tiefer treffen, als er, ein bescheidener Mensch, sich eine Überschätzung seiner selbst nicht anmaßt. Er wird wieder und wieder Korrekturen an seiner Selbsteinschätzung vornehmen müssen, wenn er in der neuen Welt sein Zuhause finden will. Für den Arzt Ramuz stellt sich heraus, daß sein Weg aus der Einsamkeit, der ihn früh zur Solidarität im Klassenkampf geführt hat, der leichtere Teil seines Weges zur Arbeiterklasse gewesen ist. Zählbeige Reste eines Persönlichkeitsbewußtseins, das mit mancherlei Vorbehalten und Reflexen ihn als eine Persönlichkeit im alten Sinne zu bewahren sucht, muß er Zug um Zug überwinden und verwandeln. Mit dieser Selbstauseinandersetzung, ja ihr voraus geht die Auseinandersetzung mit der neuen gesellschaftlichen Wirklichkeit. Joho hat einen Entwicklungsroman geschrieben, einen mit umgekehrten Vorzeichen sozusagen, denn es ist der Versuch einer integralen Emanzipation, die Aufgabe einer Persönlichkeitswandlung, die nicht aus eigener Kraft

möglich ist, sondern nur in Zusammenarbeit mit der neuen Klasse und niemals ohne ihre Partei. So ist dieser Roman, deren Autor sich nicht anmaßt, Politiker zu sein, ein eminent politisches Buch.

Die Methode des Autors ist gesellschaftskritisch, aber eine Kritik von Bewußtseinszuständen und seelischen Verhältnissen, und es ist eine Kritik von neuer Position aus. Der kritische Realismus des Bürgertums vermochte die gesellschaftlichen Mißstände und damit die Entstellung des Menschenbildes nur nach Maß seiner Klassenideale zu kritisieren. Der sozialistische Autor aber kann, wie es auch sein Held tut, die Spuren des Alten, bewußtseinsmäßig oft schon längst überwundenen, wenn er bei sich selber oder in seiner Umgebung darauf stößt, nach den Kriterien der neuen Wirklichkeit selbst erkennen und messen. Diese höhere Position auf eine neuartige Weise genützt zu haben, ist ein Verdienst Wolfgang Johos, das seinem Buch „Die Wendemarke“ einen markanten Patz in unserer neuen Literatur sichern kann.

Als Entwicklungsroman erweist sich der Roman auch damit, daß für den Helden, der in einem Umformungsprozeß begriffen ist, die gesellschaftliche Wirklichkeit nicht als selbstverständliches Lebenselement erscheinen kann. Sie ist ihm problematische „Umwelt“, mit der er sich auseinandersetzt, die in seinen Umformungsprozeß schmerzlich eingreift und ihn bestimmt. Aus der Zentralgestalt des Romans spricht also nicht die neue Klasse, sondern sie ist im Gespräch mit ihr. So ist es kein Zufall, sondern künstlerische Konsequenz in dem wohlgedachten Buche, wenn Thomas erst auf der letzten Seite, ja mit dem letzten Satz bekunden kann, daß er in der Klasse, mit der zusammen er einen guten Teil seines Lebens gekämpft und gearbeitet hat, seine Heimat gefunden hat.

Die Reise des Thomas Ramuz nach Westdeutschland zu Ende des Buches, nachdem er in den zwei Jahren der Romanhandlung bei uns seinen Weg gemacht

hat, gibt Gelegenheit, das einst Gewohnte mit dem gereiften Blick dessen zu sehen, der aus den höherentwickelten gesellschaftlichen Verhältnissen eines volksdemokratischen Staates kommt. Nein, die feinen Leute, denen Ramuz auf seiner Urlaubsfahrt begegnet, können die Errungenschaften unserer Republik nicht verstehen. Wie aber drängen, unsicher, zweifelnd, diejenigen nach einer Kunde von „drüben“, auf die kein Glanz vom Wirtschaftswunder fiel. Thomas findet sie in ganz den gleichen subalternen Stellungen, in denselben abgeschabten Kleidern, mit denselben unterwürfigen Gebärden wieder, die sie schon vor Jahrzehnten hatten. Das ist ihr Leben. Indes wir gewohnt sind und es schon fast selbstverständlich finden, daß sich vor jedem arbeitenden Menschen Perspektiven auftun. Dieses Wiedersehen ist die Bewährungsprobe für den Helden, und er besteht sie. Zugleich ist es das schönste, lichteste Kapitel in Johos Buch.

Es war hervorzuheben, daß Johos „Wendemarke“ ein sehr interessantes, in seiner gesellschaftlichen Thematik bedeutendes Buch ist. Leider kann in künstlerischer Hinsicht das Lob nicht so uneingeschränkt bleiben. Joho, der in dem vorigen Roman besonders gezeigt hat, daß er über eine anschauliche, vieler Nuancierungen fähige und allen Anforderungen gewachsene Erzählersprache verfügt, läßt in der „Wendemarke“ über weite Strecken hin seine Sprache ohne Tiefgang. Es gibt da Stellen, wo nur berichtet und reflektiert wird, ohne daß eine gestalterische Spannung das Gesagte an die Erzählung bindet. So vermißt man Eindringlichkeit und Prägnanz, es bleiben zu viele Worte, der Stil wird aufgeschwemmt. Klug angelegt erscheinen die Konflikte, wohl geeignet, die Sache, um die es geht, zu profilieren; aber dann, wunderlicherweise, werden sie nicht genutzt. Man versucht auf den Grund zu kommen, wie das einem so erfahrenen Romancier passieren konnte; daß er es ist, beweist allein schon die Anlage des

Buches, die eine große Erfahrung in der Komposition von Romanen verrät.

Fast scheint es, als wäre den Absichten des Romanschriftstellers hier das Naturell seiner Zentralfigur in die Quere gekommen. Natürlich ist der Umbau seiner gesamten Persönlichkeit, seines Weltgefühls für den Helden selbst ein innerer Vorgang. Doch was die Bedingung der Romankonzeption ist, was ihre Stärke und Wahrhaftigkeit ausmacht: die Nähe des Autors zu seinem Helden, scheint teilweise auch in negativer Hinsicht wirksam geworden zu sein: in einem Mangel an Distanz. Die nach innen gewandte Betrachtungsweise des Thomas ist zu der des Autors geworden – was schlimm ist, denn sie läßt den äußeren Dingen nicht das Gewicht an Realität, das sie, auch außerhalb der Reflexion, beanspruchen können. Die Anlage von Konflikten, das weiß Joho gewiß sehr gut, reicht für das Hervorbringen von Spannung nicht aus, sie müssen zum Austrag kommen. Wiederum dem Naturell seines schwerblütigen, nach innen gekehrten Helden nachgebend, hat der Verfasser aus den Augen verloren, daß nicht so sehr das Bestehen eines Konflikts als vielmehr sein Akutwerden das Mittel ist, die Charaktere zu profilieren und sie vor den Leser so hinzustellen, wie sie – unabhängig davon, was über sie gedacht wird – wirklich sind. Zwei Beispiele mögen das veranschaulichen. Da ist der Chefarzt Burmann, dessen Einstellung zu unseren gesellschaftlichen Einrichtungen nur ablehnend, dessen Gebaren hochnäsiger Spöttelei ist, indes Ramuz allen Dingen mit Vertrauen und Zuversicht entgegenkommt. Dieser Gegensatz allein würde in der Wirklichkeit zu ernststen beruflichen Ärgernissen, wenn nicht zu Intrigen führen; hinzu kommt, daß Ramuz mit der eleganten Frau seines Chefs eine Liebelei anfängt, die dem Ehemann kaum verborgen geblieben sein kann. Dennoch geschieht bis zur Republikflucht des Burmann zwischen den beiden Männern nichts weiter, als daß sie von Gelegenheit zu Gelegenheit mehr

oder minder deutlich, mehr oder minder verstimmt ihre einander konträren Ansichten äußern. Oder ein anderer Fall: Thomas Ramuz, gefestigt nun und auch in seiner beruflichen Karriere vorangekommen, fährt gegen Schluß des Romans nach Westen, um seinen Sohn zu holen. Der Mann und der nun zehnjährige Junge stehen sich als zwei Fremde gegenüber, einer weiß vom anderen nicht, wie ihm ums Herz sein mag. Scheu verbirgt der Vater seine tiefe Erschütterung vor dem Jungen, und auch dieser gibt nicht zu, daß das der Augenblick ist, den er in seinem Kinderleben lange und heiß ersehnt hat. Hier nun ist es sehr auffällig, wie den Autor, der sonst über reiche erzählerische Mittel verfügt, seine Gestaltungskraft im Stich läßt. Keine Bewegung, nicht das kleinste Zeichen deutet uns an, was in den beiden in diesem bedeutungsvollen ersten Moment wirklich vorgeht, sondern in dünnen Worten wird uns berichtet, daß sie anders fühlen und träumen, als sie hier zeigen. Auf diese künstlerischen Unausgewogenheiten mußte hingewiesen werden, gerade weil es sich im übrigen um einen Roman handelt, der zu Bedeutendem ansetzt.

Der Held des Buches wäre, wie wir sahen und wie auch das Buch in allen Teilen beweist, nichts ohne die Arbeiterklasse, nichts ohne ihre Partei, die als führende gesellschaftliche Kraft, unausgesprochen, aber allgegenwärtig, die Romanhandlung durchwirkt. Spricht der Intellektuelle Ramuz-Joho seine Kritik an fehlerhaften Erscheinungen aus, so nie ohne Beziehung auf diese zentrale Kraft. Ihretwegen prangert er Gestalten wie den Nichtsköner Greiling an, der unsere demokratischen Einrichtungen in Mißkredit bringt, indem er als Multifunktionär umhersaust und sich in Phrasen ergeht, anstatt etwas zu leisten, oder verurteilt das Verhalten der Oberschwester Herrmann, die sektiererisch überheblich den Gutwilligen und Vertrauenden allzulange mit ihrem Mißtrauen zurückstößt. Auf der anderen Seite schafft sich Joho in dem

Roman viele Möglichkeiten, seine Achtung vor gesellschaftlich produktiver Arbeit und seine Liebe für das revolutionäre Proletariat, das die neue Gesellschaft errichtet, zu bekunden. Aus einem Grundgefühl hoher Achtung und Liebe hat der Autor seine schönen, überzeugenden Gestalten der Mutter Birke, des Parteisekretärs Maschke, des Karl Birke entworfen, der sich vom Metallarbeiter zum Leiter eines großen Betriebes entwickelt. Und als Krönung aller dieser Gestalten die junge Krankenschwester Ella Birke, heiter und tüchtig, die sich der

„ungläubige Thomas“ zur Frau gewinnt. Wie fest und gut der einst so komplizierte Mensch im neuen Erdreich angewurzelt ist, erweist sich, als er, auf Besuch in der Vergangenheit, den Sohn zu sich holt. „In wieviel Stunden sind wir in Berlin?“ fragt der Junge, als sie endlich im Zuge sitzen, und der Vater fragt: „Du kannst es wohl nicht erwarten?“ Einige Zeilen danach der Schlußsatz des Romans, der lautet: „Er neigte sich zu seinem Sohn und sagte leise, als verrate er wunder was für ein Geheimnis: ‚Ich kann es auch nicht erwarten.‘“

Henryk Keisch

Verzeichnete Proportionen

Inge von Wangenheim: „Am Morgen ist der Tag ein Kind“, Roman
Verlag Tribüne, Berlin 1957

Inge von Wangenheim, ursprünglich SchauspielerIn, hat in den Nachkriegsjahren zwei Erinnerungsbücher veröffentlicht, in denen sie über ihren Werdegang und ihre nicht alltäglichen Schicksale lebendig und interessant berichtet. Die Leser der „Neuen Deutschen Literatur“ kennen sie auch als Verfasserin eines Romankapitels, das unter dem Titel „Vor Gericht“ als Vorabdruck aus einem neuen Werk der Autorin in unserem Augustheft zu finden war; es sind Seiten, die den Leser trotz beinahe reißerischer Knalligkeit der Grundsituation überzeugen. Inge von Wangenheim zeigt hier, daß eine wirkliche Schriftstellerin in ihr steckt.

Man will es kaum glauben, daß die gleiche Feder vorher den Roman niedergeschrieben hat, der uns unter dem anspruchsvoll-verspielten Titel „Am Morgen ist der Tag ein Kind“ schon seit einiger Zeit vorliegt. Denn das ist ein mißglücktes Werk. Vielleicht war es allerdings eine notwendige Stufe auf dem Entwicklungsweg der Autorin, vielleicht mußte sie diese Erfahrung machen, dieses Lehrgeld zahlen, bevor ihr der Sprung vom

autobiographisch-dokumentarischen Bericht zur belletristischen Bewältigung einer Fabel gelingen konnte.

„Am Morgen ist der Tag ein Kind“ will, wie der Untertitel sagt, der „Roman eines Tages“ sein. Die vierundzwanzig Stunden, um die es geht, beginnen in der Frühe des 16. Juni 1953 und enden am Morgen des folgenden Tages. Das Datum zeigt, was die Autorin sich vorgenommen hat. Sie will die Atmosphäre einfangen, der die Geschehnisse des 17. Juni 1953 entspringen konnten. Auf diesem Hintergrund will sie vom Entstehen einer Liebe erzählen, die durch die politischen Spannungen zunächst gefährdet ist, sie jedoch schließlich besiegt. Die äußere Szenerie liefert eine Dampferfahrt über die märkischen Seen, zu der sich das technische und künstlerische Personal eines Berliner Theaters zusammengefunden hat. In der Ausflugsgesellschaft, die den ganzen Tag über von dem Geschehen in der übrigen Welt abgeschnitten ist, sollen sich Bewußtsein und Verhaltensweisen der Menschen spiegeln, die jenen 17. Juni passiv, gleichgültig oder mit ver-

schiedenen Aktivitätsgraden, die einen im negativen, die andern im positiven Sinn, erlebt haben.

Ein mutiges, nützliches, notwendiges Vorhaben also und eine künstlerische Idee, die a priori durchaus brauchbar scheint. Auch das Streben der Autorin, vor keiner noch so unangenehmen Wahrheit den Kopf in den Sand zu stecken, den echten Problemen nicht auszuweichen und jede nachträgliche Schönfärberei zu meiden, verdient unsere Anerkennung. Aber die Meisterung der echten Probleme wird nicht gefördert, sie wird im Gegenteil gehemmt, wenn wir uns durch Pseudoprobleme ablenken und lähmen lassen. Absage an die Schönfärberei kann nicht heißen, daß Grau-in-Grau-Malerei besser wäre. Grau in grau aber ist das Bild, das diese Ausflugsgesellschaft darbietet. Zähne kleinbürgerlich-feindliche Gesinnung, gehässige Bereitschaft, einer schon totesagten Republik den Eselstritt zu versetzen, ist das gemeinsame Merkmal der überwältigenden Mehrheit der Dampferpassagiere. Das geht bis zu ausgeprägtem Terror. Ein nicht zum Betrieb gehöriger, zufällig auf das Schiff geratener FDJler aus einer thüringischen Maschinen- und Traktorenstation wird, weil er das blaue Hemd und das Abzeichen trägt, aus der Gemeinschaft der Passagiere ausgeschieden wie ein Fremdkörper, unter Quarantäne gestellt wie ein Pestkranker, von einem Mädchen auf beleidigende Art zurückgewiesen, als sei er irgendein Unhold, den man nicht einmal berühren mag. Inmitten dieser massierten Feindseligkeit stehen isoliert, eingeschüchtert, verschämt oder gar feige, in jedem Falle aber ohne Selbstbehauptungswillen und ohne den geringsten Einfluß, ein paar Inhaber des Mitgliedsbuches der SED, ein paar andere, die wenigstens die Republik gelten lassen. Selbst die Besten unter ihnen haben irgendeinen psychischen Knacks und politische Minderwertigkeitsgefühle. Sie sind wie paralysiert und kommen keinen Augenblick lang zum Zug. Jener FDJler ist der einzige, der sich

eines unbeirrten politischen Bewußtseins und eines vergleichsweise gesunden Innenlebens rühmen kann – wenn auch beides der Autorin recht klischeehaft geraten ist. Alle andern positiv gemeinten Figuren wirken verkrampft und konstruiert, zerrissen, unruhig, unsicher im Privaten wie im Gesellschaftlichen – ohne daß man recht begreift, warum eigentlich.

Vielleicht liegt in der Frage „Warum eigentlich?“ der Schlüssel zu den Schwächen des Werkes. Es passiert nämlich auf den nahezu 400 Seiten, genau betrachtet, recht wenig, jedenfalls wenig Bedeutsames. Die Handlung besteht aus einer Summe von Alltäglichkeiten ohne Relief. In höchst merkwürdigem Widerspruch dazu zeigt uns jedoch die Autorin das Innenleben ihrer Figuren voller Exaltiertheit. Das ist ein einziges wogendes Auf und Ab der Seelen, blitzende Augen, knirschende Zähne, aufeinandergepreßte Lippen, Wut, Haß, Verachtung, Unversöhnlichkeit, Verzweiflung. Den Konfliktstoff, der so extreme, so hochgepeitschte Empfindungen rechtfertigen soll, liefert etwa die Veruntreuung von ein paar Schnaps- und Kuchenbons durch den BGL-Vorsitzenden.

Wer soll in Vorgängen dieser Art das Abbild bedeutsamer gesellschaftlicher Geschehnisse erkennen? Gewiß, auch Banales kann unter Umständen bedeutsam werden, Gewicht bekommen – dann nämlich, wenn ein bestimmter Zusammenhang ihm Symbolkraft verleiht. Aber das ist hier nirgendwo der Fall. Die Verknüpfung des Banalen mit der großen Thematik ist in dieser Geschichte nicht geglückt. Und der Romanschluß, der die gestern noch von Haß auf die Republik überquellenden Ausflugsteilnehmer nach einer nächtlichen Schlägerei mit Halbstarken belehrt und verwandelt zeigt, vermag die gründlich verzeichneten Proportionen des Ganzen nicht zu berichtigen.

Ich sagte schon, daß allem Anschein nach der neue Roman Inge von Wangenheim, dessen Erscheinen bevorsteht, von anderer Qualität ist. Hier zeigt sich also künstlerisches Wachstum eines Autors von

einem Werk zum nächsten. Möglicherweise läßt sich daran eine über den Einzelfall hinaus bedenkenswerte Besonderheit unserer neuen Literatur ablesen: Sie beginnt nicht selten mit dem neuen Standpunkt und dem neuen Thema, um sich erst Schritt für Schritt, ihre anfängliche Unbeholfenheit überwindend, die künstlerischen und formalen Mittel zu erobern.

Das aussprechen heißt nicht einen Freibrief für mißglückte Bücher ausstellen. Aber wenn der weitere Weg Inge von Wangenheim diesem Gesetz folgt, wird ihr gewiß niemand den mißglückten Erstlingsroman nachtragen, von dem wir hier sprechen mußten.

Hölle Transnistrien

Peter Duhr: „Inferno“, Erzählungen, Verlag Rütten & Loening, Berlin 1956
 Alfred Kittner: „Hungermarsch und Stacheldraht“, Gedichte
 Staatsverlag für Kunst und Literatur, Bukarest 1956

Peter Duhr, Jurist, ist zum Schreiben gekommen durch die Last des Erlebten. Hier legt er sein erstes Bändchen Erzählungen vor, Erlebnisse aus den rumänischen Todeslagern am Bug. Vor allem waren es rumänische Juden, die nach „Transnistrien“, dem von den Rumänen besetzten Teil der Ukraine zwischen Dnjestr und Bug, im Jahre 1942 verschleppt worden waren und dort zu Tausenden zugrunde gingen, verhungert, erschlagen, massakriert. Peter Duhr setzt ihnen ein Denkmal auf seine besondere Weise: durch Erzählungen, die in Form und Inhalt dem authentischen Bericht nahestehen und dennoch seelische Landschaften freilegen. In dem Bestreben, sachliche Fakten möglichst genau wiederzugeben und mit didaktischen Schlußfolgerungen zu versehen, darüber hinaus aber das Bild des gequälten Menschen als Menschenbild des verzweifelten Widerstands nicht verwischen zu lassen, entstehen vor allem in der sprachlichen Diktion gewisse Unausgeglichenheiten. Das wird deutlich vor allem in der einleitenden Erzählung „Causa Gottesmann“, wo der Bericht über das Schicksal eines jüdischen Zahnarzt Ehepaares in einen fast lyrischen Schluß mündet, und in der letzten Erzählung „Ich lebe gratis“, in deren Mittelpunkt die beklemmende Beschreibung eines Bombenangriffs steht. Beide sind bezeichnenderweise in der Ichform

geschrieben. Anders „Der Gendarm“: hier hat die künstlerische Distanz eine saubere, echte Erzählung entstehen lassen. Der Autor versucht den Leser nicht durch literarische Effekthascherei zu betrügen: er gibt als Grundsubstanz das Erlebnis ohne Bemäntelung, aber auch ohne Schwarzmalerei.

*

In einem der Todeslager schrieb auch der rumäniendeutsche Alfred Kittner seine „Verse von Trotz und Zuversicht“. Die formal sauber gefügten Verse ergeben einen beklemmenden Kontrast zum grauenvollen Inhalt des Textes:

*Als es in Strömen auf uns goß,
 Im Grunde war es einerlei,
 Trieb man mit Prügeln unsern Troß:
 Nun birgt des Stalles Stroh uns zwei.
 Vor mir bezogst du hier Quartier
 Und liegst verwesend unter mir.
 Weht Leichenruch auch durch den Raum,
 Er schreckt mich nicht aus dumpfem Traum.*

Vielfach wird man in diesen Versen an Heine, Weerth oder Villon erinnert:

*Ihr könnt mich, Schweinebunde,
 massakrieren,
 Rutscht ich gebunden jetzt auch auf dem
 Bauch,
 Ich werd euch diese Rechnung präsentieren
 zur rechten Zeit, und eurem Führer auch! –*

Festzustellen ist zunächst, daß „Trotz und Zuversicht“ nach direkter Aussage und nach der strengen, lapidaren Form verlangen. Auch hat wohl die Unmittelbarkeit des Erlebens nur diese Direktform in ihrer scheinbaren Nacktheit zugelassen. Die Strenge ist hier gleichzeitig Schutz und Widerstand.

Die Verse aus dem Lager umfassen nur die erste Hälfte des Bandes. In der zweiten Hälfte sind frühere Gedichte gesammelt, die zeigen, daß Kittner ein traditionsgebundener Lyriker ist, im volkstümlichen Lied und im einfachen Strophenge-
dicht beheimatet. Solche volkstümlichen Verse finden sich auch in den Lagerstrophen:

*Versteintes Leid, verglaste Lust.
Der Schatten Spiel hielt mich zum Narren.
Das Herz schlug fremd in meiner Brust.
Erlöst will ich des Lichtes harren.*

In einem Vorwort zu diesem Gedichtband hat Alfred Margul-Sperber den Entwicklungsweg des Dichters skizziert. Es wäre übersichtlicher gewesen, den Band chronologisch anzuordnen und die jeweiligen Jahreszahlen nur den Zyklen mitzugeben.
Günter Deicke

Vermächtnis und Aufruf

*Jacob Boulanger, Michael Tschesno-Hell: „Eine Ziffer über dem Herzen“
Verlag Volk und Welt, Berlin 1957*

„Jacob Boulangers Bericht ist so hart wie die Betonzelle im KZ-Bunker, in der er viele Jahre seines Lebens zubringen mußte. Er ist so hart wie die Ketten, an die er geschlossen war. Aber er ist zugleich menschlich, kraftvoll menschlich.“

Bei der Einweisung in das KZ Dachau, nach 38 Monaten Zuchthaus, gab die SS Jacob Boulanger den „guten Rat“: „Häng dich auf!“ Dreieinhalb Jahre Dunkelhaft, sechs Jahre Bunker, Dachau, Buchenwald, Mauthausen: Da ist der Tod eine Erlösung. Der frühere Landtagsabgeordnete der KPD Boulanger hat ein grausames Leben, zwölf qualvolle Jahre, auf sich genommen – für uns. Die Flamme des Kommunismus, die ihm unter der Ziffer brannte, wies ihm noch in der Kerkernacht den Weg. So hat er die Wahrheit durch die Hölle der KZs hinübergerettet in unsere Zeit.

Ich habe den Faschismus nur als Kind erlebt. Und gerade für uns Jüngere scheint das Buch geschrieben: Vermächtnis und Aufruf.

Michael Tschesno-Hell hat den Bericht nach Erzählungen und Niederschriften

Jacob Boulangers aufgezeichnet. Die Erlebnisse sind nur angedeutet, die Sprache ist karg. Ungezählte Martern lassen die Tränen versiegen: der Erzähler wird schweigsam. Das ist vielleicht die einzig mögliche Form, das Übermaß des Schrecklichen wiederzugeben, ohne die menschliche Größe der Gefangenen, ihren Kampf, durch naturalistische Schilderungen des SS-Sadismus in den Hintergrund zu drängen.

Ein dünner Band ist dieser bescheidene Bericht eines beispielhaften Lebens. Und viele Seiten davon sind dem Gedenken antifaschistischer Kameraden gewidmet. Das ist Genosse Boulanger.

Das bayrische Finanzministerium hat heute das ehemalige Konzentrationslager Dachau an Umsiedler vermietet. In der Totenkammer des Krankenreviers werden Delikatessen verkauft. Die schlimmste der Typhusbaracken ist Schule für vierhundert Kinder. – Der Prozeß gegen die SS-Bestie Sommer hat noch immer nicht stattgefunden.

Die Toten mahnen.
Erinnert euch – und kämpft!

Irmtraut Schreck

Franz Leschnitzer

Literaturbrief aus Moskau

Das vierzigste Jahr der Sowjetmacht geht in die Geschichte der Sowjetliteratur als eines der bedeutsamsten ein. Nicht allein wegen bedeutender Neuwerke der Altmeister Fedin (Trilogie-Schlußabschnitte), Pogodin („Petrarca-Sonett“) und Scholochow („Menschenschicksal“); auch nicht bloß wegen der Überraschungen, die einem der Nachwuchs bescherte, etwa im schon dritten Gedichtbuch des blutjungen, frisch-frech nörglerischen, heiß umstrittenen Jewtuschenko; und gleichfalls nicht nur wegen der respektablen neuen Leistungen der Generationen dazwischen, von Nilin bis Tendrjakow. Die Bedeutung des vierzigsten Jahres ist umfänglicher.

Dies Jahr, 1956/57, war für die Sowjetliteratur ein Jahr zwar nicht der Umkehr, wie Feinde und falsche Freunde flunkern, wohl aber der Einkehr. Der Umwertung vieler Werte, genauer: der Wiederaufwertung vernachlässigter Werte, so der spezifischen kunstästhetischen. Der Wiederherstellung des Rufes irtig verurufener oder beargwöhnter, jedenfalls lange beschwiegener Autoren: lebender (darunter Achmatowa, Oljescha, Sostschenko) und abgeschiedener (darunter Babel, Kirschon, Kolzow). Der Gründung oder Neugründung so manches längst herbeigesuchten Periodikums: die Jugend hat wieder ihre Monatsschrift „*Molodaja Gwardija*“ und eine „*Junostj*“ dazu; die Literaturkritiker und -theoretiker haben wieder ein eigenes Sprachrohr, „*Woprossy Literatury*“; die Schriftsteller der Unionshauptstadt haben nunmehr die Monatsschrift „*Moskwa*“, den Almanach „*Literaturnaja Moskwa*“ und das halb-

monatliche Mitteilungsblatt „*Moskowskij Literatör*“. Eingeleitet ist die ebenfalls längst spruchreife, auf den Herbst 1958 anberaumte Gründung eines eigenen Schriftstellerverbands der Russischen Föderation, der 2300 Schaffende vereinigen wird.

Aus alledem spricht der Geist des XX. Parteitags der KPdSU, der Leninsche Geist felsfesten Vertrauens in die Urteilsfähigkeit und Werkfähigkeit freier, mündiger Menschen. Und solchem Geist ist ein Weitblick eigen, der noch den liberalistischen Mißbrauch, noch die revisionistische Täuschung dieses Vertrauens vorausieht und ihrer Herr wird. In der Literatur wie in anderen Geistesbereichen, ob Musik oder politische Ökonomie, bildende Kunst oder Jurisprudenz, hat es ja nicht an Versuchen gefehlt, die einzigartig selbstkritische Auseinandersetzung des XX. Parteitags mit der letzten Stalinperiode umzubiegen in eine „antistalinistische“ Verleugnung, ja Verdammung rund zweier Sowjetjahrzehnte. Zwar sind die Herkunft der meisten Sowjetschriftsteller aus der Arbeiterklasse, der Bauernklasse oder der werktätigen Intelligenz und ihrer aller marxistisch-leninistische Schulung eine mächtige Doppelbarriere gegen die liberalistischen und sonstigen konterrevolutionären Ausschreitungen des Kleinbürger-Ungeists, zu denen es zeitweilig, just nach der zweiten Rettung des ungarischen Volks durch die Sowjetarmee, unter den Literaturbeflissenen selbst in manchen Ländern des sozialistischen Lagers kam. Aber die ideologischen Richtlinien des XX. Parteitags mißzuverstehen als eine Art Verzicht auf die auch kultur-

politische Diktatur der Arbeiterklasse, als Zugeständnis an den Liberalismus, den Individualismus, den Idealismus, den Formalismus und die modernistische Preisgabe des klassischen Erbes – hierin erwiesen sich vereinzelt Sowjetautoren als anfällig. Das zeigte sich zum Beispiel darin, wie sie die Theorie der Konfliktlosigkeit „überwanden“.

Diese Theorie beruhte, soweit sie überhaupt eine ideologische Grundlage hatte, auf einer unsinnig extensiven Auslegung des Wahrworts, daß es in der sozialistischen Gesellschaft keine antagonistischen Klassen mehr gibt: ergo, so predigten die Konfliktlosigkeits-Apostel, gebe es in ihr keine Antagonismen mehr und letztlich überhaupt keine Streitfälle außer drittrangigen Mißverständnissen, deren garantierte Behebung als unverwelkliches Sujet für sämtliche Künstlersparten herhalten könne. Aus dem – übrigens schon zu Lebzeiten Stalins und mit seinem Willen eingeleiteten – Kampf gegen diese absurde Auffassung, die der gesamten Sowjetkultur zeitweise schwersten Prestigeverlust zugefügt hat, machten Versimpler des vom XX. Parteitag Angestrebten bis vor kurzem eine demagogische Handhabe, um jedes positive Bild vom Sowjetleben als Schönfärberei anzuschwärzen. Die Anschwärzerei ihrerseits, die pure Schwarzmalerei, wurde für Kühnheit erklärt – und damit einer der uns teuersten Imperative, Gorkis Appell an die Schriftsteller: „Seid kühn!“ beinahe entwertet. Dem verzerrten Kühnheitsbegriff frönte ein kompletter Jahrgang der von Konstantin Simonow geleiteten Monatsschrift „Nowy Mir“ samt dem im Westen so aufgebauchten mittelmäßigen Roman Dudinzews „Nicht vom Brot allein“, dessen Held, der so abwegigen wie subjektiv redlichen Konzeption des Autors zufolge, im Kampf gegen Bürokraten durchgehend in Situationen versetzt ist, aus denen ihm kein Gott, kein Kaiser noch Tribun und angeblich auch nicht die beste Partei der Welt heraushelfen kann; bloß seiner höchstpersönlichen Unverwüstlichkeit und

Unermüdlichkeit verdankt sich das Happy-End-Wunder. Eine Apotheose des Individualismus.

Ihr folgte, gleichfalls rasch vorübergehend, die des Formalismus als eines angeblichen Opfers der Personenkultphase. Simonow freilich brauchte geraume Zeit zur Einsicht in die Unhaltbarkeit seiner Meinung, die bekannten antiformalistischen Darlegungen Shdanows und die sie erhärtenden ZK-Beschlüsse aus den Jahren 1946 und 1948 („Über die Zeitschriften „Swesda“ und „Leningrad“, „Über das Repertoire der Schauspielhäuser und die Maßnahmen zu seiner Verbesserung“, „Über den Film „Das große Leben““ und „Über die Oper „Die große Freundschaft“ von W. Muradeli“) seien „durch den XX. Parteitag faktisch außer Kraft gesetzt“. Wie das theoretische Organ des ZK, „Der Kommunist“, feststellte, ist in dieser Behauptung zweierlei durcheinandergebracht. Vom Leben selbst außer Kraft gesetzt sind lediglich solche Details besagter Beschlüsse wie die Ausschaltung Achmatowas und Sostschenkos aus der sowjetischen Publizität; völlig in Kraft aber sind und bleiben die von Shdanow verfochtenen Prinzipien des sozialistischen Realismus, namentlich das Leninsche Prinzip der Parteilichkeit auch der Literatur. Heiter-bildlich gesprochen: es kommt darauf an, Geisteskinder zu pflegen, die von Literaturgouvernanten beiderlei Geschlechts mit dem Bade ausgeschüttet wurden. Im Mittelpunkt der programmatischen Abhandlung Lenins über Parteipresse und Parteiliteratur stehen die Sätze:

„Kein Zweifel, die Sache der Literatur verträgt sich am wenigsten mit mechanischer Einebnung, mit Nivellierung, mit Herrschaft der Mehrheit über die Minderheit. Kein Zweifel, in dieser Sache ist es unbedingt notwendig, einen weiten Spielraum der persönlichen Initiative, den individuellen Neigungen zu gewährleisten, einen Spielraum für den Gedanken und die Phantasie, für die Form und den Inhalt. All das ist unstrittig, aber all das

beweist lediglich, daß der literarische Teil der Parteisache des Proletariats nicht schablonenmäßig den anderen Teilen der Parteisache des Proletariats gleichgesetzt werden kann. All dies widerlegt keineswegs den für die Bourgeoisie und die Bourgeoisdemokratie fremden und sonderbaren Grundsatz, daß die Sache der Literatur unbedingt und unabdingbar zu einem mit den übrigen Teilen unlöslich verbundenen Teil der sozialdemokratischen Parteiarbeit werden muß . . . Auf diese gesamte Arbeit muß das organisierte sozialistische Proletariat achtgeben, es muß sie ganz und gar kontrollieren, es muß all dieser Arbeit, ohne eine einzige Ausnahme, den lebendigen Strahl der lebendigen proletarischen Sache einflößen und somit dem der alten Zeit zugehörigen, halb-oblomowhaften, halbkommerziellen Reußenprinzip den Boden entziehen: der Schriftsteller schreibt drauflos, der Leser liest drauflos.“

Es versteht sich von selbst, daß die strikte Einhaltung des Leninschen Prinzips der Parteilichkeit dem revolutionären Schriftsteller auch ohne Parteizugehörigkeit möglich ist. Den Beweis hierfür liefert wiederum die Sowjetliteratur: partellos, doch keineswegs unparteiisch, vielmehr bekannt für die Tatkraft, mit der sie das Prinzip der Parteilichkeit verteidigen, sind so hervorragende Autoren wie Ehrenburg, Fedin, Leonow und Solbjew. Mithin hat das Sekretariat des sowjetischen Schriftstellerverbands nicht nur dessen Parteimitgliedern, sondern allen Sowjetschriftstellern aus dem Herzen gesprochen, als es in seinem Bericht an die dritte Plenartagung des Verbandsvorstandes, im Mai dieses Jahres, jene Ausfälligkeiten gegen das Parteiprinzip energisch zurückwies, die sich einige Literaten in befreundeten Ländern (so Vidmar in Jugoslawien, Kott und Slonimski in Polen) letzthin geleistet haben.

Der gleiche Bericht enthielt die Bemerkung, die Prosa beispielsweise Michail Prischwins beweise, daß der sozialistische Realismus nicht die alleinige, wenn auch die fundamentale Schaffensmethode der Sowjetliteratur sei. Dieser interessanten Bemerkung trat auf dem Plenum der auch in Deutschland wohlbekannte Leningrader Literaturforscher Alexander Dymshiz mit dem für uns noch interessanteren Argument entgegen, nicht nur die Erzählungen Prischwins, sondern auch die Dramenkunst und Dramaturgie Bertolt Brechts bezeuge, daß echt sozialistisch-realistische Kunst in scheinbar unrealistischem Gewand auftreten könne. Mag man diese Beweisführung auch anfechten – aus ihr geht doch hervor, daß gerade die unachgiebigsten Vorkämpfer des sozialistischen Realismus alles andere denn engherzig sind. Vollends aus den jüngst veröffentlichten literaturpolitischen Klarstellungen Chruschtschows erhellt, welche Perspektiven sich der Sowjetliteratur in diesem vierzigsten Jahr aufgetan haben.

Die Menschheit, sagte Marx, „stellt sich immer nur Aufgaben, die sie lösen kann, denn genauer betrachtet wird sich stets finden, daß die Aufgabe selbst nur entspringt, wo die materiellen Bedingungen ihrer Lösung schon vorhanden oder wenigstens im Prozeß ihres Werdens begriffen sind“. Stellt sich die Wortkunst in den sozialistisch werdenden Ländern die dort nun lösungsreife Aufgabe, eine sozialistische Nationalliteratur hervorzubringen, so erwächst den bereits sozialistischen Nationallaturen der multinationalen Sowjetunion mit dem Herannahen des Kommunismus ein noch imposanteres Ziel: die sowjetische Klassik. Parteilichkeit/Volksnähe/Sozialistischer Realismus – diesen dreifachen Stützpfeiler einer solchen Klassik weiter verstärkt zu haben, ist ein Verdienst des vierzigsten Jahres der Sowjetmacht.

Arnold Zweig in Palästina

Wie die meisten bedeutenden Künstler und Wissenschaftler mußte auch Arnold Zweig, der mit den ersten Grisha-Bänden und dem Roman „Der Vriendt kehrt heim“ bereits Weltruh errungen hatte, zu Beginn der Hitlerherrschaft ins Exil gehen. Rückblickend erklärte er einmal: „Frühzeitig hatte ich das Heraufkommen der Nazis beobachtet, und es schien mir, daß es das Sicherste sei, dieser gewalttätigen Bewegung eine gesammelte Kraft der Linken entgegenzustellen. Ich wußte genau, daß die Nazis auf den Krieg hinauswollten . . .“

Wir hatten Gelegenheit, kürzlich mit dem Dichter über diese schwere Zeit zu sprechen, und er bemerkte: besonders der Reichstagsbrand wäre für ihn damals klar als Signal zur Aufhebung aller Legalität zu erkennen gewesen. Noch hätte er nicht recht durchschaut, daß hinter dem Geschehen wirtschaftliche Kräfte standen, daß Hitler im Auftrage der Schwerindustrie handelte, aber aus der ganzen Entwicklung habe sich einfach die Notwendigkeit zur Emigration für die führenden Geister der Nation ergeben. Arnold Zweig verließ Berlin am 14. März 1933, reiste zunächst nach Prag, wo er Freunde traf (namentlich Egon Kirsch). Seine Gattin hielt sich noch in Paris auf, um ihre Ausbildung in der Ölmalerei fortzusetzen, wurde bei der Rückreise in Dresden verhaftet, erwirkte jedoch sehr geschickt ihre Freilassung und kam im Mai nach Wien. Gemeinsam gingen die Zweigs dann in die Schweiz, von dort zu Freund Feuchtwanger nach Sanary in Südfrankreich. Dort bildete sich allmählich eine regelrechte Schriftstellerzentrale aus: In der Nähe wohnte Heinrich Mann, Bertolt Brecht wurde nach hier verschlagen, auch Thomas Mann mit Familie suchte diese Zonen auf. Gern denkt Arnold Zweig noch heute an diese „hochinteressanten Monate“ zurück. Die nächste Station hieß

dann Palästina, wo der befreundete Graphiker Hermann Struck lebte, und dort blieb der Dichter, mit wenigen kurzen Unterbrechungen, nahezu fünfzehn Jahre, von Ende 1933 bis zum Sommer 1948.

Mehrere bedeutende Romane sind in dieser unruhigen Zeit entstanden. 1935 erschien „Erziehung vor Verdun“, zwei Jahre später die „Einsetzung eines Königs“, 1943 das „Beil von Wandsbek“. Weniger bekannt sind bisher die essayistischen Arbeiten und politischen Aufsätze des Dichters aus den Emigrationsjahren. Viele wurden nur in einer Zeitschrift gedruckt, die heute fast völlig verschollen ist, an der unser Dichter jedoch wesentlichen Anteil hatte; wir meinen die Wochenschrift „Orient“. Durch Arnold Zweigs liebenswürdiges Entgegenkommen sind wir in der Lage, über dieses Publikationsorgan der deutschen palästinischen Emigration zu berichten. Die Herausgabe einer solchen antifaschistischen Zeitschrift war möglich, weil man sie als Fortsetzung einer früheren Zeitschrift durch Kauf einer vorhandenen behördlichen Lizenz „Orient“ betiteln konnte. In Format, Umfang und Anlage glich dieser neue „Orient“, als dessen Herausgeber Arnold Zweig und Wolfgang Yourgrau zeichneten, etwa unserer „Weltbühne“, es kamen Zeitfragen, Kultur- und Wirtschaftsprobleme zur Sprache. In einer programmatischen Erklärung bekannte Yourgrau sich zu „unabhängigen, linken, progressiven Tendenzen“; in die antifaschistische Front wollte man sich einreihen, um so mehr, da auch in Palästina faschistische Kräfte wirksam seien.

Der „Orient“ hatte von Anfang an mit außerordentlichen Schwierigkeiten zu kämpfen. Nationalistische Kreise waren im Lande eifrig bemüht, die hebräische Sprache neben der englischen überall als einzige durchzusetzen. Im deutschsprachigen „Orient“ (der übrigens nicht die ein-

zige deutsche Zeitschrift Palästinas war) sah man nun eine Gefahr für die Verwirklichung dieses Zieles; zudem fürchtete man die scharfen Angriffe auf Mißstände im jüdischen Gemeinwesen. Man warf der Redaktion antizionistische Tendenzen vor, bedrohte Zeitungshändler und Inserenten, ja man schreckte nicht vor Bombenanschlägen auf die Druckereien zurück. Am 10. April 1942 war die Zeitschrift erstmals vorgelegt worden, mit dem 7. April 1943 stellte sie ihr Erscheinen ein. Arnold Zweig gedachte gesprächsweise dieser Erlebnisse und der starken „Opposition des hebräischen Nationalismus, besonders als wir darangingen, mit der Liga „V“ die palästinische Bevölkerung einzugliedern in den Kampf der Roten Armee gegen den Faschismus“. Die Aktion sei sehr erfolgreich verlaufen; die Werktätigen des Landes unterstützten opferfreudig diese Hilfsorganisation für die kämpfende Sowjetunion und machten es möglich, daß bald sieben voll ausgerüstete Ambulanzen und Krankenwagen nach Teheran geschickt werden konnten. Unser Dichter stand der Liga als Präsident vor; er hatte sie gegründet und sprach auf Versammlungen, warb für die große Sache. Es ging nicht nur darum, materielle Hilfe zu leisten, sondern um einen Aufklärungsfeldzug, um die Beseitigung des Mißtrauens gegen die Sowjetunion.

Welche Persönlichkeiten arbeiteten nun an der Zeitschrift mit? Aus Deutschland waren nicht sehr viele Schriftsteller nach Palästina abgewandert; stärker waren jüdische Intellektuelle aus der Tschechoslowakei, Rumänien und Ungarn vertreten. Von den namhafteren deutschen Emigranten seien Martin Buber und Max Brod genannt, die sich für ihre größeren Werke vorwiegend der hebräischen Sprache bedienten; Ludwig Strauß dozierte an der Universität Hebräisch, blieb aber als Schriftsteller seinem Heimatlande verbunden. Unter den schwierigen Umständen behaupteten sich nur Arnold Zweig und Louis Fünberg als deutsche Dichter. Hin und wieder kamen Gedichte von Hermann

Hesse zum Abdruck, auch ein wichtiges Nachwort zu dem Roman „Exil“ von Feuchtwanger finden wir hier, Else Lasker-Schüler legte Verse vor, häufig begegnet wir Louis Fünberg. Er spricht sich hier nicht in Versen aus, sondern immer in aktuellen Prosasätzen, unter denen die Untersuchung über „Tschechoslowakisch-sowjetrussische Kutturbeziehungen“ besonders hervorzuheben ist. Fünberg trat damals auch als Rezitator bei Veranstaltungen der Liga „Vie“ hervor; er lebte seit 1941 in Palästina.

Zweig gab der Zeitschrift Gewicht, internationales Niveau, durch ihn erhielt sie hörbar Stimme neben der „Internationalen Literatur“, die Becher in Moskau leitete, neben der von Feuchtwanger, Brecht und Bredel redigierten literarischen Zeitschrift „Das Wort“, neben Thomas Manns „Maß und Wert“ und „Decision“, Klaus Manns „Sammlung“ und den Jahrgängen der „Einheit“, „Roten Fahne“ und „Neuen Deutschen Blätter“. Von Arnold Zweig konnte fast in jeder Nummer des „Orient“ ein Aufsatz (oft in Fortsetzungen) gedruckt werden. Insgesamt zählen wir 23 Beiträge. In allen Aufsätzen erkennen wir den großen Humanisten, der an der „Vermenschlichung des Menschen“ arbeitet. Viele seiner Darlegungen sind heute für uns eine Fundgrube für biographische Auskünfte. Da werden etwa drei Briefe von Sigmund Freud an unseren Dichter abgedruckt, aus denen hervorgeht, daß die beiden um 1930 engen Kontakt hatten. Dann findet sich ein Bekenntnis zum „Meister Emile Zola“ und eine grundsätzliche Bemerkung über Nietzsche; über Zola heißt es: „Wir haben immer an ihn geglaubt als an einen Schutzpatron des literarischen Lebens. Seine Mannhaftigkeit stand uns zur Seite und vor Augen, wenn wir gegen den preussischen Militarismus alle Register der menschlichen Reife und des literarischen Könnens zogen.“ Zum Nietzsche-Erlebnis wird angemerkt: „Wir waren geneigt, Nietzsche überall hin zu folgen, aber gewisse Dinge gestatteten wir ihm nicht:

die Vergottung der blonden Bestie, die Verächtlichmachung des Mitleids, die Narreteien gegen Geister vom Range Emile Zolas.“ Weiterhin schrieb Arnold Zweig über den Freund Joseph Roth, über Ernst Toller, Stefan Zweig, Benesch. Auch finden sich interessante Hinweise auf die Schaffensweise des Dichters. Vom „Grischa“ etwa berichtet Zweig, diese Kriegserlebnisse hätten neun Jahre gebraucht, um für die literarische Gestaltung reif zu werden: „Die Erlebnisse eines Schriftstellers fallen in einen tiefen Brunnen, gleich metallenen Kugeln. Dort setzen sie Patina an, oxydieren, verbinden sich mit ihrer neuen Umgebung. Zieht man sie heraus, so sind sie meist verwandelt, auf ihren wesentlichen Nenner gebracht, kunstgerecht verwittert.“

Die meisten und bedeutendsten Beiträge von Arnold Zweig im „Orient“ behandeln Zeitfragen. In einer ersten Studie sucht der Dichter ein „Sinai-Rätsel“ zu ergründen. Er stellt die Frage, wie das „Böse“ in die Welt kam, macht dabei die berühmten zehn mosaischen Gebote vom Sinai mitverantwortlich. Es fällt ihm auf, daß sieben dieser Satzungen ausgesprochene Verbote sind und daß gerade sie immer wieder übertreten werden. Der Dichter zieht zur Lösung die Psychologie herzu, die jeden Pädagogen vor der Verneinung warnt, da sie zum Widerspruch herausfordert. Das ist eine sehr alte Erfahrung; will man sittliche Normen einführen, müssen sie positiv abgefaßt werden.

Mit Fragen der Völkererziehung beschäftigt sich Arnold Zweig in einem Beitrag „Die Insektenseele kehrt zurück“, den er fortsetzte mit Bemerkungen über die „Funktion der Demokratie“.

Für eine besonnene Unterscheidung von Volk und Führung in Deutschland trat Arnold Zweig in der Aufsatzfolge „Antigermanismus“ ein. Er schreibt keine Antigermanismen, keine bitteren Ausfälle gegen Deutschland, wie so viele enttäuschte Emigranten, sondern er wendet sich gerade gegen die Haßwelle:

„Für die Verbrechen der Nazischichten den deutschen Durchschnitt haftbar zu machen, das ist die seelische Grundlage jedes echten Antigermanismus.“ Er rügt bei den Vertretern der Linken in der Weimarer Republik, „daß wir uns Pazifisten nannten, unsere Angriffe gegen den Krieggeist richteten, statt den Verteidigungskrieg ausdrücklich freizusprechen“. Das Hitlerium hätte gleich in seinen Anfängen kämpferisch bei der Wurzel gepackt werden müssen; viel Unheil wäre wohl auch verhütet worden, wenn die Westmächte nicht jahrelang ihre unaufrichtige Nichteinmischungspolitik getrieben hätten. Aber sie fürchteten die Linksbewegung und den Kommunismus, lieferten Deutschland dem Faschismus aus, den sie als Bollwerk benutzen wollten. Schon früher erhoben nationalisierende Demagogen gegen Thomas Manns „Königliche Hoheit“, Heinrich Manns „Untertan“, Feuchtwangers „Erfolg“, Arnold Zweigs „Grischa“ den Vorwurf des „Antigermanismus“, immer dann nämlich, wenn – nach unseres Dichters Worten – „die Brüchigkeit von Vertretern dieser herrschenden Schicht nachgewiesen wird“. Interessant sind noch einige Bemerkungen des Dichters über seinen „Grischa“-Roman. Er erzählt, die bürgerliche Kritik habe darin den „echten Deutschen“ vermißt und die Zeichnung der Juden zu positiv gefunden; bereits 1931 wollte ein Schreiberling das Werk dem Scheiterhaufen überantworten. Ganz abgesehen davon, daß auch die Juden im „Grischa“ durchaus mitschuldig seien am Tode des russischen Sergeanten, erklärt Zweig, er ergreife grundsätzlich „Partei für das Volk in seiner unangetasteten, aber immer wieder verschütteten Kernsubstanz gegen diejenigen, die eine Rolle zäh festhalten, der sie nach unserer Überzeugung und dem Urteil der Geschichte nicht gewachsen sind“.

Von großer Aktualität sind schließlich die Ausführungen „Der Krieg und der Schriftsteller“, die im August 1942 im „Orient“ erschienen. Beschrieben werden

darin zunächst die Gefahren und Folgen des Krieges für das Kulturleben, für die Weiterentwicklung der Menschheit. Der Krieg zwingt zum Gehorchen und Zerstören, tötet die edlen Anlagen im Menschen allmählich ab. Weiter sagt der Dichter: „Jeder langandauernde oder tiefgreifende Krieg, jeder moderne Krieg also hat Folgen wie diese, die festzuhalten das Amt des Schriftstellers ist... Indem der Schriftsteller all diese Folgen des Krieges ausspricht, Folgen, die jeder Mitlebende kontrollieren und feststellen kann, hilft er sie beseitigen... Der Krieg muß abgeschafft werden, weil er das Wachstum der Gesittung immer wieder abträgt, auch wenn er die Technik des Menschen befruchtet... Dem verteidigenden Krieg (freilich) wohnen gewisse Gegengifte inne, die der kulturabtragenden Erosion des Vorgangs Krieg einen Teil ihrer Gefährlichkeit nehmen.“ Kaum ein Romancier unseres Jahrhunderts hat so-

viel für die Entmythifizierung des Krieges getan wie Arnold Zweig. Er selbst äußerte sich in einem frühen Aufsatz in der „Weltbühne“ über die Unfruchtbarkeit einer bloßen „abschreckenden“ Schlachtenschilderung, einer Darstellung des rohen, blutigen Geschehens. Worauf alles ankäme, wäre, die Hintermänner und Drahtzieher zu entlarven, das Volk aufzuklären darüber, wie schamlos es im Kriege ausgebeutet würde durch die Bankherren, Grundbesitzer und Fabrikgewaltigen. Der „Grischa“ leistet diese Aufklärungsarbeit; er ist, nach dem Willen des Verfassers, ein „literarisches Dokument des Übergangs vom Imperialismus zum sozialistischen Zeitalter“, läßt durch Menschen wie Pahl und Lebehde den Weg in die Zukunft sichtbar werden. Auch in Palästina wirkte Arnold Zweig für Deutschlands Ansehen in der Welt: er ist ein Dichter und Erzieher unserer Nation, dem wir nicht genug danken können.

Heinz Rusch

Aufschrei einer Generation

Zum 10. Todestag von Wolfgang Borchert

In den sommerlich warmen Maitagen des Jahres 1945 kehrt ein Vierundzwanzigjähriger in seine Heimatstadt, nach Hamburg, zurück, krank, gebrochen und verzehrt von Gefängnishaft und Frontstrapazen, vom Tode gezeichnet, unter seinen wenigen Habseligkeiten ein Bündel Gedichte... Zwei Jahre später, an einem nebligen Novembertag, stirbt dieser junge Dichter in einem Baseler Krankenhaus an einem unheilbaren Leberleiden. Zwei Jahre waren ihm nur Zeit gegeben von seiner Heimkehr aus einem entsetzlichen Menschenschlachten bis zu seinem Ende, aber in diese zwei Jahre preßte er das ganze Leid, die ganze Einsamkeit und Verlorenheit der Generation, die vom Leben betrogen war, ausgestoßen in Gnadenlosigkeit, Schuld und Unmensch-

lichkeit. Dieser junge Dichter hieß Wolfgang Borchert.

Wenn wir heute sein „Gesamtwerk“* vor uns sehen, erscheint es uns unfasslich, daß die Gedichte und kurzen Prosaarbeiten, daß das Theaterstück „Draußen vor der Tür“ die Ernte von zwei Nachkriegsjahren sein soll, eingebracht von einem Todkranken in der Hast- und Hungeratmosphäre eines fast ausweglosen Daseins. Und doch ist es so. Wolfgang Borchert hatte nicht viel Zeit. Er mußte schnell schreiben, um die Last seiner Gedanken und Empfindungen loszuwerden. Er durfte nicht ausruhen. Er war heim-

* Wolfgang Borchert: Das Gesamtwerk, Mitteldeutscher Verlag, Halle 1957 (Lizenzausgabe des Rowohlt Verlages, Hamburg).

gekehrt – ohne Heimkehr, wie viele seiner Generation. Was erwartete sie nach diesem Inferno? Borchert hat es sich immer und immer wieder gefragt, er hat nach der Wahrheit gesucht, wie damals, als seine Frontbriefe das Lügengewebe zu zerreißten trachteten, in dem er selbst verstrickt war, Briefe, die abgefangen wurden und derentwegen man ihn zum Tode verurteilte. Dann: Frontbewährung und schließlich noch einmal Zelleneinsamkeit in Moabit.

Aber die Einsamkeit des Heimkehrers war größer. Gegen diese Einsamkeit und Hoffnungslosigkeit ließ sich nicht mit wohl abgewogenen Worten und schöngestigten Versen kämpfen; hier war etwas nötig, was Millionen hören konnten, die selbst mitschuldig geworden waren. Ein Klassenbewußtsein war bei Borchert nicht ausgebildet. Er hatte an „den Menschen“ und an „die Wahrheit“ geglaubt, und dieser Glaube war gründlich ausgerottet worden, bis an die Wurzel. In dieser Situation war nur der Aufschrei das ihm gegebene Mittel, sich verständlich und hörbar zu machen, und Borcherts Dichtung war ein einziger gequälter Aufschrei.

Borchert hatte Rilke geliebt und sich selbst in seinen frühen Gedichten Wolff Maria Borchert genannt. Aber Rilke war Harmonie gegen die Dissonanzen, die ihn nun zu zersprengen drohten. Noch seine in der Zeit von 1940 bis 1945 geschriebenen Gedichte, im Gesamtwerk unter dem Titel „Laterne, Nacht und Sterne“ enthalten, hatten den Zwiespalt des Großstädtlers zwischen romantisch empfundener Naturliebe und desillusionierender Sachlichkeit aufgedeckt; aber es war dieselbe herbe Liebe zu Hamburg, die später in seinen Prosastücken über die Stadt am Elbestrom in einer eigentümlichen Mischung von Realismus und mythischer Schau aufklingt. „Stadt: Heimat, Himmel, Heimkehr – Geliebte zwischen Himmel und Hölle, zwischen Meer und Meer; Mutter zwischen Wiesen und Watt, zwischen Teich und Strom; Engel

zwischen Wachen und Schlaf, zwischen Nebel und Wind: Hamburg!“

Das ist die mythische Seite seiner Dichtung, und gleich darauf: „Gehe hindurch und blähe deine Nasenlöcher wie Pferdennüstern: Das ist der Geruch des Lebens! Windeln, Kohl, Plüschsofa, Zwiebeln, Benzin, Mädchenträume, Tischlerleim, Kornkaffee, Katzen, Geranien, Schnaps, Autogummi, Lippenstift – Blut und Schweiß – Geruch der Stadt, Atem des Lebens: Mehr, mehr als ein Haufen Steine!“

Hamburg und die Elbe sind es auch, die den Heimkehrer Beckmann in „Draußen vor der Tür“ empfangen, gnadenlos, unbarmherzig. „Draußen vor der Tür“ war von Borchert zuerst als Hörspiel geschrieben und am 13. Februar 1947 über den Hamburger Rundfunk gesendet worden. Borchert hatte es in knapp acht Tagen geschrieben, das Spiel von seiner eigenen Heimkehr und der Heimkehr unzähliger junger Deutscher. Denn wie kaum bei einem anderen jungen Dichter der Nachkriegszeit ist Wolfgang Borcherts Dichtung Bekenntnisdichtung, zugleich aber Dichtung für eine ganze Generation, individuell bis in jede Gefühlsnuance und jeden Wortfetzen, aber auch allgemein in ihrer inneren Gestalt und Bedeutung. Dieser Mann, der nach Deutschland heimkehrt, der Frontsoldat Beckmann, der kein Zuhause findet, der ausgestoßen wird aus der Gesellschaft und „draußen vor der Tür“ endet, mit dem unsäglich verzweifelten Schrei: Gibt denn keiner Antwort? Gibt denn keiner Antwort? Gibt denn keiner, keiner Antwort??? – dieser Beckmann ist der Typ des bindingslosen Heimkehrers, der, mit Lügen vollgestopft, mit einem falschen Glauben gefüttert, die Wahrheit erkennt und nicht mehr ein Zurück weiß in das Leben. Borchert hat kaum daran gedacht, daß dieses jeder äußeren Bühnendramatik entbehrende Stück einmal über eine deutsche Bühne gehen würde, und er hat es „ein Stück, das kein Theater spielen und kein Publikum sehen will“ genannt. Einen Tag nach seinem Tode, am

21. November 1947, wurde es in den Hamburger Kammerspielen uraufgeführt. Ein echter Dichter hatte ein Stück Wirklichkeit gestaltet, ein deutsches Schicksal, dessen fatale Perspektive von erschütternder, mahnender Wirkung war.

Auch in Borcherts knappen Prosastücken ist das menschliche Mitgefühl hinter dem gehetzten, atemlosen Klang und Rhythmus seiner Sprache spürbar. Es zeigt sich besonders deutlich in den skizzenhaften Erzählungen von dem Ausgeliefertsein des Menschen an eine gefährdete Existenz, die das Gesamtwerk unter dem Titel „Die Hundeblyume“ vereint. In ein Mindestmaß von äußerer Handlung preßt Borchert ein Höchstmaß von Reflexionen und transparent gewordener Wirklichkeit. Nur ein Beispiel dafür: in der Geschichte „Die Hundeblyume“ geht es darum, daß ein Gefangener bei den täglichen Rundgängen im Gefängnishof eine armselige Hundeblyume auf einem dürrtigen Grasfleck als die Offenbarung des Lebens ansieht und daß schließlich „ein blasierter, reuiger Jüngling aus dem Zeitalter der Grammophonplatten und Raumforschung“ in seiner Zelle die Hundeblyume in den Händen hält und sich seiner Bereitschaft zum Guten mit plötzlicher Heftigkeit bewußt wird. „Er war so gelöst und glücklich, daß er alles abtat und abstreifte, was ihn belastete: die Gefangenschaft, das Alleinsein, den Hunger nach Liebe, die Hilflosigkeit seiner zweiundzwanzig Jahre, die Gegenwart und die Zukunft, die Welt und das Christentum – ja, auch das!“ Borchert liebt die Schwachen, von der Natur stiefmütterlich Behandelten, er liebt diesen kleinen, dürrtigen, sprachbehinderten Kellner in der mit hintergründigem Humor erzählten Geschichte „Schischyphus“ und den armen, geschundenen Landser „Mozart“ in „Unser kleiner Mozart“. Traurig sind die meisten dieser knappen Erzählungen, dieser Impressionen und Skizzen, aber von einer Traurigkeit, die zugleich Anklage ist. „Borchert war immer ein Mit-Leidender“, sagte Bernhard Meyer-Marwitz in seinem

Nachwort zu dem Gesamtwerk. „Und er liebte die Sünder mehr als die Gerechten.“ Aber sein Mit-Leiden erschöpfte sich nicht in einem abstrakten Humanismus. Seine Prosa und das Stück „Draußen vor der Tür“ sind Zeit- und Gesellschaftskritik im besten Sinne, allerdings begrenzt durch Borcherts persönliches Schicksal, durch seine im Grunde rauschhafte, ekstatische, noch nicht realistisch ausgereifte Lebensanschauung. Borchert war kein Nihilist. Er liebte das Leben, hingebender und intensiver, als es ihm sein Leiden erlaubte. „Was morgen ist, auch wenn es Sorge ist, ich sage: Ja!“ Dekadenz war ihm verhaßt. Er liebte die Natur, Blumen, Tiere, Schiffe, Möwen, die Elbe, Hamburg – das „Draußen“ der Welt. Gewiß, er liebte auch die Nacht und die Nachtseiten des Lebens, den Nebel, die Dämmerung. Aber er hatte genug gesunden Wirklichkeitssinn, um diesen düsteren, pessimistischen Elementen nicht zu erliegen. Man hat aus ihm einen Pazifisten machen wollen. Gewiß sind pazifistische Elemente in seinem Werk enthalten, aber man braucht nur an die Figur des Obersts in „Draußen vor der Tür“ zu denken, an seine Prosastücke „Das ist unser Manifest“, „Lesebuchgeschichten“ und „Dann gibt es nur eins!“, die letzte Arbeit des jungen Dichters kurz vor seinem Tode in Basel, um zu erkennen, daß Borchert schon die Zusammenhänge zwischen Gewalt, Ausbeutung und Krieg zu begreifen begann. Das „Sagt nein!“, das er den Ärzten, Forschern, Piloten, Werftarbeitern und den Müttern in der ganzen Welt zuruft, damit sie einen neuen Krieg verhindern helfen, ist das bewußte „Ja“ zu einem Leben in Frieden, ohne die Macht der Reichen und der Generäle. „Denn wir lieben diese gigantische Wüste, die Deutschland heißt. Dies Deutschland lieben wir nun. Und jetzt am meisten. Und um Deutschland wollen wir nicht sterben. Um Deutschland wollen wir leben.“

Man hat Wolfgang Borchert oft zum Vorwurf gemacht, daß seine Sprache outriert, sprunghaft und schwer verständ-

lich sei. Es mag zutreffen, daß der Dichter die expressiven sprachlichen Elemente in manchen Stücken absichtlich überspitzt hat. Aber in seiner Dichtung wird wahr, was wir in oft allzu theoretischen Erörterungen zu beweisen suchten: der Inhalt prägt die Form eines Kunstwerks. Bei Borchert wird es auf eine selbstverständliche, ganz eigene Weise wahr. Seine Aussagen konnten nur in einer Sprache vermittelt werden, die das Übliche, Konventionelle radikal sprengte. Wortfetzen, kühne Metaphern, gestammelte Wiederholungen, eine gestampfte, gehämmerte, geschluchzte und gefluchte Sprache mögen den Zugang zu seiner Welt erschweren. Aber der Dichter, der nicht lange Zeit hatte zum Leben und zum Schreiben, war, trotz mancher Anklänge an die „O-Mensch“-Literatur des Expressionismus, ein Eigener, ein Berufener. Die Harmonien hatte ihm der Krieg ausgetrieben; die Hast diktierte ihm der nahende Tod. Und nicht

nur der Tod – auch die Zeit, in die er und seine Generation hineingestoßen wurden.

So lebte und schrieb er, ein ehrlicher Wahrheitssucher, – ein junger deutscher Dichter, wie ihn die dunkelste Zeit Deutschlands schuf.

Wir gratulieren

Mit dem Nationalpreis für Kunst und Literatur wurden ausgezeichnet: Erich Engel, Slatan Dudow, Michael Tschesnohell, Henryk Keisch, John Heartfield, Benno Voelkner, Franz Fühmann.

Den Vaterländischen Verdienstorden erhielten die Schriftsteller: Walter Kaiser-Gorrich, Alfred Kurella, Hedda Zinner, Auguste Wieghardt-Lazar.

Leser und Mitarbeiter der „Neuen Deutschen Literatur“ gratulieren den Ausgezeichneten auf das herzlichste.

Bibliographischer Nachweis unserer Beiträge zum 40. Jahrestag der Großen Sozialistischen Oktoberrevolution: *Erich Weinert*: Der Sieg des Oktober – Erstdruck; erscheint voraussichtlich 1958 in den Gesammelten Werken (Verlag Volk und Welt). *Alfred Margul-Sperber*: Grabschrift eines Gefallenen der Oktoberrevolution – Erstdruck. *Oskar Kanehl*: Fahneneid der Roten Soldaten – aus „Steh auf, Prolet!“; Berlin 1922. *Alexander Abusch*: Aufruhr! – aus „Die Junge Garde“, 1919, Nr. 13. *B. Ziegler (Alfred Kurella)*: Der 1. Mai 1919 im roten Moskau – aus „Die Rote Fahne“, 1. Mai 1920. „Rußlands Tag“ (Einakter) – aus „Der Gegner“, Berlin Jg. 1920/21, Nr. 4. *Alfons Goldschmidt*: Bilder aus Rußland – aus „Moskau 1920“, Rowohlt-Verlag, 1920. *Arthur Holitscher*: Das Theater im revolutionären Rußland – aus Holitscher, „Das Theater im revolutionären Rußland“, Volksbühnenverlag, Berlin o. J. *Frida Rubiner*: Eine unglaubliche Geschichte – aus „Der Gegner“, Jg. 1920/21, Nr. 12. *Hermynia zur Mühlen*: Bekenntnis eines ehrlichen Bourgeois – aus „Die Rote Fahne“, 27. Oktober 1920. *Heinrich Vogler*: Schaffende Kräfte – aus „Das neue Rußland“, 1927, Nr. 9/10. *Armin T. Wegener*: Ein Gruß an das neue Rußland – aus „Das neue Rußland“, 1927, Nr. 9/10. *Karl Grünberg*: Mit „Onkel Mischa Iwanowitsch“ privat – Erstdruck. *Erich Weinert*: Die Verwandlung des Spezialisten Eduard Schmidt – 1936 geschrieben, Erstdruck. *Wieland Herzfelde*: Ein Feiertag der Vernunft und der Schönheit – Erstdruck in der „Deutschen Zentralzeitung“, Moskau 1935. *Bertolt Brecht*: Aurora – geschrieben im Oktober 1943 anlässlich der Gründung des Aurora-Verlags, New York. *Heinz Klemm*: Im Waldlager – Erstdruck. *Hasso Grabner* (Leipzig): Seit zweitausend Jahren – Erstdruck, aus einem unveröffentlichten Gedichtzyklus. *E. R. Greulich*: Moskau 1957 – Erstdruck; Greulich war als Gast während der Weltfestspiele 1957 in Moskau. Sein Beitrag wurde von der Redaktion gekürzt. *Wieland Herzfelde*: Verse zum 40. Jahrestag – Erstdruck. *Louis Fünberg*: Weltliche Hymne – Erstdruck, entnommen dem gleichnamigen, von Kuba bearbeiteten Fragment aus dem Nachlaß, das der Dietz Verlag herausbringen wird.

„Unterwerfung“ von Arnold Zweig (geschrieben 1912) wurde in den Novellenbänden „Frühe Fahrten“ (1925) und „Knaben und Männer“ (1931) veröffentlicht. Der George-Essay ist bisher nur einmal, in der Zeitschrift „Das neue Tagebuch“, Paris 1938, erschienen.

NEUERSCHEINUNGEN

Belletristik

Bertolt Brecht: Stücke, Band VIII und Band IX. Aufbau-Verlag, etwa 380 bzw. 400 S. je DM 9,-

Bertolt Brecht: Die Geschäfte des Herrn Julius Caesar. Romanfragment, Aufbau-Verlag, 272 S. DM 8,70

August Hild: Die Ehe des Assistenten. Roman, Mitteldeutscher Verlag, etwa 400 S. DM 7,50

... und hörten die Signale. Entdeckungsreisen deutscher Schriftsteller in die Sowjetunion. Anthologie, Aufbau-Verlag, etwa 225 S. DM 2,40

Der gepfefferte Spruchbeutel. Alte deutsche Spruchweisheit, Eulenspiegel Verlag, 160 S. etwa DM 3,80

Dobrica Ćosić: Fern ist die Sonne. Roman, Aus dem Jugoslaw. von Peter Paul Schneider, Verlag Volk und Welt, etwa 496 S. etwa DM 7,20

Graham Greene: Der stille Amerikaner. Roman, Aus dem Engl. von Walther Puchwein, Verlag Volk und Welt, 308 S. DM 6,80

Tbeun de Vries: Hochzeitslied für Swaantje. Roman, Aus dem Holl. von Eva Schumann, Henschelverlag, 104 S. DM 5,-

Mark Twain: Leben auf dem Mississippi. Roman, Aus dem Engl. von Otto Wilck, Aufbau-Verlag, etwa 504 S. DM 8,70

Literaturwissenschaft

Ein Jahrhundert Deutscher Literaturkritik. (1750-1850), Hrsg. Oscar Fambach, Akademie-Verlag, 562 S.

Subskriptionspreis DM 28,50

Siegfried Streller: Grimmelshausens Simplicianische Schriften, Verlag Rütten & Loening, etwa 290 S. etwa DM 16,50

ZEITSCHRIFTEN- UND ZEITUNGSSCHAU

Leonbard Frank, von Konstantin Fedin, „Aufbau“ H. 9. 57/S. 227

Zur mittleren Schaffensperiode von Leonbard Frank, von Gustav Schröder, „Aufbau“ H. 9. 57/S. 242

Briefe des Versicherungsangestellten Franz Kafka, „Sinn und Form“ H. 4. 57/S. 639

Zu den Briefen Franz Kafkas, von Klaus Hermsdorf, „Sinn und Form“ H. 4. 57/S. 653

Im Kampf um den künstlerischen Reich-

tum des Realismus, von J. Elsberg, „Presse der Sowjetunion“ Nr. III. 57/S. 2389

Gegen die subjektivistische Interpretation des Begriffs des Schönen, von A. Jegorow, „Kunst und Literatur“ H. 9. 57/S. 933

Die bulgarische Gegenwartsliteratur, von Prof. Stefan Stantscheff, „Neues Deutschland“ 7. 9. 57/Beilage

Eine Kundgebung der ungarischen Schriftsteller, von Stephan Hermlin, „Sonntag“ 29. 9. 57/S. 4

„Neue Deutsche Literatur“, Monatsschrift für Schöne Literatur und Kritik. Aufbau-Verlag, Berlin W 8, Französische Straße 32, Fernsprecher 22 54 21. Redaktion: Berlin W 8, Friedrichstraße 169/170, Fernsprecher 22 07 31 25. Nachdruck nur mit Genehmigung und Quellenangabe gestattet. Zuschriften, die den Inhalt der Zeitschrift betreffen, sind an die Redaktion, Zuschriften in Fragen des Vertriebs und Bezugs sind an den Verlag zu richten. Für unverlangt eingehende Manuskripte kann keine Gewähr übernommen werden. Anzeigenannahme durch den Verlag. Zur Zeit ist Anzeigenpreisliste Nr. I gültig.

Druck: I/16/01 Märkische Volksstimme, Potsdam. Lizenz-Nr. 1313. A 1503

Aus dem Inhalt unseres vorigen Heftes

HANS W. PUMP

Die Reise nach Capuascale

PETER HACKS

Das realistische Theaterstück

MAXIMILIAN SCHEER

Das Eintagsbömbche

LITERATURDISKUSSION

mit Beiträgen von

Berger, Geerds, Hauser,

Kleinschmidt, Kubsch, Künne, Liebmann, Rauchfuß,

Schroeder, Zimmering

In kommenden Heften

HANS PFEIFFER

Die Höhle von Babie Doly

PETER JOKOSTRA

Gestaltende und hemmende Kräfte in der Lyrik der Gegenwart

URSULA DÖRGE

Brücken für Susanne